Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M.	50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M.	— ₰
Für ein Vierteljahr		4 M.	— ₰
Für einen Monat		1 M.	50 ₰
Tagweise für einen Band		— M.	6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M.	— ₰
Für ein halbes Jahr		9 M.	— ₰
Für ein Vierteljahr		5 M.	— ₰
Für einen Monat		2 M.	— ₰
Tagweise für einen Band		— M.	10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16 Maximiliansplatz 16.

Für buchhändlerische Aufträge empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29 Kaufingerstraße 29.

Der arme Dichter.

Erster Band.

Von August Niemann ist im gleichen Verlage erschienen:

Des rechten Auges Aergernis. Roman. 2 Bände.
Preis geheftet *M.* 5. —; fein gebunden *M.* 6. —

Der arme Dichter.

Roman

von

August Niemann.

Erster Band.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1891.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Bei dem pensionirten General von Birkhausen fand ein Mittagessen statt, zu welchem mehrere befreundete Familien geladen waren. Birkhausens hatten sich in eine kleine Stadt zurückgezogen, und da sie wenig Vermögen, aber fünf Kinder hatten, von denen die beiden Söhne in der Armee dienten, lebten sie auf bescheidenem Fuße. Sie gaben keine Gesellschaften, nur heute war der Besuch von nahen Verwandten die Veranlassung geworden, einige Bekannte, welche in diesem Sommer zu Hause geblieben waren, ohne Aufwand zu bewirten. Die Verwandten waren Herr und Frau Spracker nebst Tochter aus Berlin. Frau Spracker war die Schwester der Frau Generalin.

Zwölf Personen saßen zu Tisch in dem größten Zimmer der Mietwohnung, und es war ein behaglicher

Raum, durch dessen geöffnete Fenster die Frische und der Wohlgeruch des Gartens hereindrangen. Lauter verheiratete Leute bildeten die Gesellschaft, mit einer einzigen Ausnahme, dem Fräulein Gabriele Spracker, welche neunzehn Jahre zählte und mit erstaunten Blicken umherschaute.

Gabriele hatte sich die Häuslichkeit des Onkels Birkhausen nicht so bescheiden vorgestellt. Als sie ihn vor vier Jahren zuletzt gesehen hatte, war er ihr sehr glänzend und imponirend erschienen. Damals war der Onkel noch im Dienst und als Oberst an der Spitze eines Regiments gewesen. Sein Adel, seine Uniform und seine Pferde hatten ihr den größten Respekt eingeflößt, so daß sie ihre Cousinen mit einigem Neid betrachtet hatte, obwohl sie Wilibald Sprackers Tochter und Wilibald Spracker Millionär war.

Wie hatten sich die Verhältnisse doch geändert! Nun saß der ehemalige stolze Oberst im einfachen bürgerlichen Rock da, und alles war so unendlich einfach, die Wohnung, die Einrichtung, das Mittagessen. Was aber Gabriele am meisten in Verwunderung setzte, war die Art der Bedienung. So etwas hatte sie noch niemals gesehen. Es gab weder Lohndiener, noch Dienstmädchen, sondern die drei Töchter des Hauses trugen die Speisen auf und wechselten die Teller. Diese Cousinen! Gabriele begriff es nicht. Da saß sie in einem Kleid von Rudolf Hertzog wie eine Prinzessin, und die Cousinen, in Kattunkleidern, welche sie

gewiß selbst gemacht hatten, liefen zwischen der Küche und dem Speisezimmer hin und her und bedienten sie. Gabriele nickte ihnen zu und lächelte und that aus Höflichkeit so, als hielte sie die Sache für einen gelungenen Spaß, aber innerlich empfand sie Schauder. Wie konnten der Onkel und die Tante den armen Mädchen nur so etwas zumuten und wie konnten die Cousinen sich einer solchen Demütigung unterwerfen?

In der That hatte der General seinen Willen in dieser Hinsicht nicht ohne Schwierigkeit durchgesetzt. Die Frau Generalin war entsetzt gewesen, als ihr Mann es so bestimmt hatte. Das war wieder einmal so eine von den excentrischen Ideen des guten Hubert. Sie hatte eine Kochfrau und einen Lohndiener annehmen wollen, sie war außer sich gewesen. Was sollten Sprackers, was sollten die übrigen Gäste denken? Wie würde sie vor ihrer Schwester Friederike dastehen, die einen Millionär zum Gatten hatte und über alle Genüsse des Lebens gebieten konnte?

Aber der General erfreute sich eines sehr bestimmten Willens, und wenn er einmal etwas beschlossen hatte, war nicht mit ihm zu spaßen.

„Was da! Eitelkeiten!“ hatte er seiner Frau erwidert. „Wir sind keine Millionäre und wir wollen keine Komödie spielen. Ein jedes Haus muß seine Geselligkeit mit seinen eigenen Kräften bestreiten, und was es nicht selbst leisten kann, das muß es lassen.

Ich nehme keine fremden Dienstleute ins Haus. Und wozu sind die Mädchen da? Wozu habe ich Töchter? Das war noch eine gute Sitte, als die Töchter dazu angehalten wurden, sich im Hause nützlich zu machen, die Küche, den Keller und den Garten zu besorgen und dabei zu tüchtigen Hausfrauen heranwuchsen. Habe ich meine Mädchen dazu, daß sie im Hause Klavier klimpern und Romane lesen und auf der Gasse ihre Tournüren und Schleppen schwenken? Sollen damit Freier angelockt werden, die sich nachher kreuzen und segnen, wenn sie eine Zierpuppe auf dem Halse haben, die ihnen ihr Geld und Gut in Müßiggang durchbringt?"

Der Alte hatte angefangen, sich in Eifer zu reden, und seine Hand war schwer auf den Tisch niedergefallen. Das war ein Zeichen für Frau Franziska gewesen, sich ruhig zu verhalten, und leise grollend, wie ein in die Ferne abziehendes Wetter, hatte sie sich entfernt, um den drei Mädchen den Willen des Vaters kundzuthun. Diese aber hatten ihn nicht übel aufgenommen. Sie waren streng erzogen und respektirten den Vater. Der Alte hatte ein besonderes Talent der Erziehung, wie es nicht vielen Leuten gegeben ist. Wie seine Hunde und seine Pferde immer in guter Dressur gewesen waren, so hatten sich auch seine Burschen, seine Soldaten und seine Kinder immer durch Gehorsam und Willigkeit ausgezeichnet. Ja sogar seine eigene Gattin hatte ihm schließlich Folge

geleistet, worüber sich ihre alten Bekannten und Freundinnen nicht genug wundern konnten.

Nun machte sich das Mittagessen wirklich recht nett und hatte ein besonders reizvolles Gepräge. Wenn die hübschen Mädchen mit ihren zierlichen Händen eine Schüssel anboten, kam sie jedem Gast noch einmal so gut vor, und die herzliche Fröhlichkeit des Familienfestes goß ihren Zauber über die Tafel aus. Gewiß, wären junge Herren dabei gewesen, so möchte für diese wohl eine Beeinträchtigung des kulinarischen Genusses dadurch entstanden sein. Es gehört ein reiferes Alter dazu, um sich den Freuden der guten Speise und feiner Weine mit rechter Muße hingeben zu können, und jugendliche Herzen hätten hier wohl durch die Gegenwart der jungen Damen aus der Fassung gebracht und zur Galanterie verlockt werden können. Aber in dieser Hinsicht war der General vorsichtig gewesen. Es saßen nur ältere Leute zu Tisch, die einen guten Bissen zu würdigen wußten, auch wenn ein runder weißer Arm und feine, schlanke Finger ihn darreichten. Das Essen war einfach, aber sehr gut. Es gab nur eine Krebssuppe, einen Gang junger Gemüse mit Koteletts und geräuchertem Lachs, darnach gebratene Hähnchen und ein Dessert von Erdbeeren. Alle fanden das Diner ausgezeichnet, und besonders Herr Spracker beteuerte seiner Schwägerin mehr als einmal, daß er niemals so gut und so angenehm gespeist habe. Ganz besonders lobte er die Bedienung, mehr, als es der

Frau Generalin angenehm war. Denn sie witterte dahinter eine Absicht. Der Schwager Spracker war sein Leben lang gar zu sehr entzückt von der Einfachheit in häuslichen Einrichtungen gewesen. Die Schwestern Franziska und Friederike tauschten bei seinen Lobsprüchen unter einander einen Blick aus, der eine ganze Geschichte enthielt.

Auch Gabriele empfand diesen verständnisvollen Blick und beantwortete ihn ihrer Mutter gegenüber durch ein leichtes Achselzucken. Sie kannte den Vater und befand sich im Einverständnis mit der Mutter, wenn diese über die unbegreiflichen Widerwärtigkeiten des Lebens zu klagen hatte. Dann wieder sah Gabriele ihre Cousine Eva an, wie diese den jüngeren Schwestern durch einen Wink Anweisung gab, und preßte unwillkürlich in einer neidischen Regung die Lippen zusammen.

Sie konnte sich nicht verhehlen, daß die Cousine Eva trotz des Waschkleides viel schöner war als sie selbst in ihrer luxuriösen Toilette. Eva war fast in demselben Alter wie Gabriele, nur einige Monate jünger, und sie hatte sich in den letzten Jahren zu einer wundervollen Erscheinung entwickelt. Alle drei Töchter des Generals waren schön, und man nannte sie in der Stadt ganz allgemein nur die hübschen Birkhausens. Die beiden jüngeren, Klara und Olga, standen noch in dem allerliebsten sogenannten Backfischalter. Klara war nahe an sechzehn, Olga vierzehn

Jahre alt. Aber Eva war eine blühende Jungfrau und einfach vollkommen. Gabriele fühlte das mit gemischten Empfindungen. Sie hatte Eva sehr lieb, aber sie war ihr gegenüber doch nicht ganz ohne den Groll, der den natürlichen Menschen beim Anblick persönlicher Ueberlegenheit seines Nächsten erfüllt. Wenn sie mit Eva zusammen war, kam sie sich selbst unwillkürlich linkisch und eckig vor. Sie empfand die Anmut und angeborene Grazie der Cousine als etwas, was sie selbst in ihren Bewegungen lähmte. Und so sehr sie sich Mühe gab, gut von sich selbst und von ihrer Stellung als verwöhnter Berlinerin zu denken, so gern sie auf Eva hinabgesehen hätte, die in der kleinen Stadt versauerte — es gelang ihr nicht. Sie fühlte, daß Eva ein Stern sei, der bei seinem Auftauchen in Berlin so hell funkeln würde, daß dadurch sie selbst und noch manch anderes Gestirn ihres gesellschaftlichen Himmels verdunkelt werden müßten.

In Wahrheit ein merkwürdiger Anblick, dieses schöne Mädchen und die reizenden Backfische als Dienerinnen die Tafel umwandeln zu sehen. Herr Spracker war ganz davon eingenommen, und als jetzt aufgestanden wurde und der General seine Gäste einlud, in den Garten zu kommen und dort den Kaffee zu trinken, gab er seiner Befriedigung dem Schwager gegenüber lebhaften Ausdruck. Herr Spracker war ein beredter Mann. Er verdankte sein großes Vermögen zu nicht geringem Teil seiner Redegabe und

dem wohlwollenden Eindruck seiner Persönlichkeit. Sein kahler Schädel war breit und wölbte sich mächtig über der Stirn auf, ein freundliches Lächeln pflegte auf seinem rötlichen Antlitz zu liegen, und jedermann, der mit Herrn Spracker Geschäfte machte, mußte zu der Ueberzeugung gelangen, daß Herr Spracker nur Glück und Segen für den andern mit diesem Geschäft beabsichtige. So war Herr Spracker aus kleinem Anfang zu den größten Erfolgen gelangt. Er war als armer Junge Lehrling in einem Materialwarengeschäft geworden und nun gehörte er zu den Matadoren der Berliner Kaufmannschaft.

„Dies war allerliebst, dies war ganz wunderhübsch, lieber Hubert," sagte er, indem er den General im Garten am Arm nahm. „Ich weiß nicht, wie Du das machst. Meine Gabriele würde mir schön ins Gesicht springen, wenn ich ihr das zumuten wollte."

„Ins Gesicht springen?" fragte der General mit seiner überlegenen Miene des gewiegten Kommandeurs. „So etwas fehlte noch. Die Kinder müssen mir, wie auf den Draht gezogen, tanzen."

„Ja, Du kannst das. Ich weiß nicht, wie Du es machst, aber alle Achtung! Es ist das Richtige. Ihr Militärs habt doch viel voraus. Es war allerliebst, es erinnerte an die Feste der Götter, weißt Du, im Olymp, weißt Du, aus Orpheus in der Unterwelt. Die kleine Göttin Ganymed, so heißt sie ja wohl,

bedient die alten Götter und servirt ihnen Nektar und Ambrosius."

„Es ist gut, wenn die Mädels sich gewöhnen," sagte der General. „Was soll später aus ihnen werden, wenn ihnen Motten in den Kopf gesetzt werden? Vermögen kann ich ihnen nicht mitgeben. Sie sollen, wenn sie einmal heiraten, gute Hausfrauen werden, die sich nicht scheuen, selbst anzufassen."

„Ich wünschte, meine Frau hörte Dich, Hubert. Das ist ja, was ich immer predige, aber Friederike mag es nicht hören. Siehst Du, was mich betrifft, Hubert, ich bin immer für die Einfachheit. Ein Mensch ist reich, wenn er täglich eine Mark einnimmt und neunzig Pfennig ausgibt, er ist arm, wenn er tausend Mark täglich einnimmt und tausendundeine Mark ausgibt. Du sagst, Du würdest den Mädchen kein Vermögen mitgeben. Du gibst ihnen viel Vermögen mit, Du gibst ihnen eine gute Erziehung mit, und die ist das größte Vermögen. Reich ist nicht, wer viel Geld hat, sondern reich ist, wer einen guten Verstand und eine gute Gesundheit hat. Wie oft predige ich das meiner Frau! Aber Du weißt ja, wie die Frauen sind. Ich gebe ihr monatlich fünfhundert Mark für den Haushalt, und sie kommt nicht aus damit. Friederike würde aber auch mit dem doppelten Haushaltsgeld nicht auskommen, wenn ich es ihr geben wollte; sage ich aber auch nur das leiseste Wort von Sparen, so will sie in Krämpfe fallen."

„Na, weißt Du, Wilibald, Du könntest nun Deiner Frau monatlich tausend Mark geben und würdest es im Beutel nicht spüren.“

„Das ist richtig. Ich könnte ihr fünftausend Mark geben, aber wozu? Mir ist es nicht um das Geld, Hubert. Manche Leute denken, es wäre des Geldes wegen, wenn ich Geschäfte mache, aber das ist es nicht. Mir ist das Geld Nebensache. Wenn es auf mich ankäme — ich brauchte im Jahr keine zweitausend Mark. Was habe ich denn zum Leben nötig? Ein Zimmer mit Bett, mittags eine warme Suppe und ein Stück Brot. Nein, Hubert, es ist etwas anderes, wenn ich Geschäfte mache. Die Arbeit selbst ist es, welche mir Vergnügen macht. Wenn ich sehe, daß ich richtig gerechnet habe, dann habe ich meinen Spaß daran. Und wenn ich sehe, daß ich anderen Leuten nützen kann, daß ich anderen Leuten Verdienst verschaffe, dann habe ich meinen Spaß. Ich hatte da jetzt ein kleines Kapital flüssig bekommen, weil ich die Spinnerei Probstdorf meinem früheren Compagnon überlassen habe. Ich hatte zu viel damit zu thun und ich wollte mich zu rechter Zeit herausziehen. Er zahlte mir so etwas wie achtmalhunderttausend Mark heraus, und ich überließ ihm die Geschichte. Da habe ich in Südost ein paar Häuser bauen lassen, die ich vermiete. Es macht mir Spaß, daß ich so vielen Familien Unterkunft verschaffe und daß ich beim Bau hunderten von Händen Beschäftigung gab. Aber was

ich dabei verdiene, das ist mir ganz gleichgiltig. Daß man wohlthut, daß man seinem Nebenmenschen nützt, das gewährt Befriedigung im Leben. Alles andere ist nichts."

In dieser Weise unterhielt Herr Wilibald Spracker seinen Schwager und war guter Laune. Er hatte jemand gefunden, der ihm geduldig zuhörte. Wenn der General aber auch ein angenehmer Zuhörer war, so glaubte er doch nicht alles, was ihm erzählt wurde. Er verstand wenig von Geschäften, aber er kannte Herrn Spracker doch genug, um zu wissen, daß derselbe bei all seiner Nächstenliebe niemals auch nur einen Pfennig riskirte, wenn er nicht erwartete, einen zweiten Pfennig dabei zu gewinnen.

Die beiden Herren waren in ihrem Gespräch an die Gartenthür gekommen, und Herr Spracker hielt gerade seinen Schwager an einem Rockknopf fest, um ihm recht eindringlich seine Lebensweisheit vortragen zu können, als ein Herr vorüberging, der einen Blick über die grüne Hecke warf und dann seinen Hut zog.

„Guten Abend, Herr Schubert!" sagte der General. „Wie geht es Ihnen?"

Der Herr kam an die Thür und wechselte einige Worte der Begrüßung mit dem General. Er war ein junger Mann von zierlichem Wuchse und intelligentem Gesichtsausdruck.

„Herr Edgar Schubert, Schriftsteller," sagte der General, „Herr Wilibald Spracker!"

„Sehr angenehm!“ sagte Herr Spracker.

„Wollen Sie nicht hereinkommen?“ fragte der General. „Trinken Sie eine Tasse Kaffee mit uns.“

Ein leichtes Rot flog über des jungen Mannes Wangen, und er blickte in den Garten hinein, als suche er in dessen Hintergrund.

„Sehr gütig, Herr General!“ erwiderte er und trat ein.

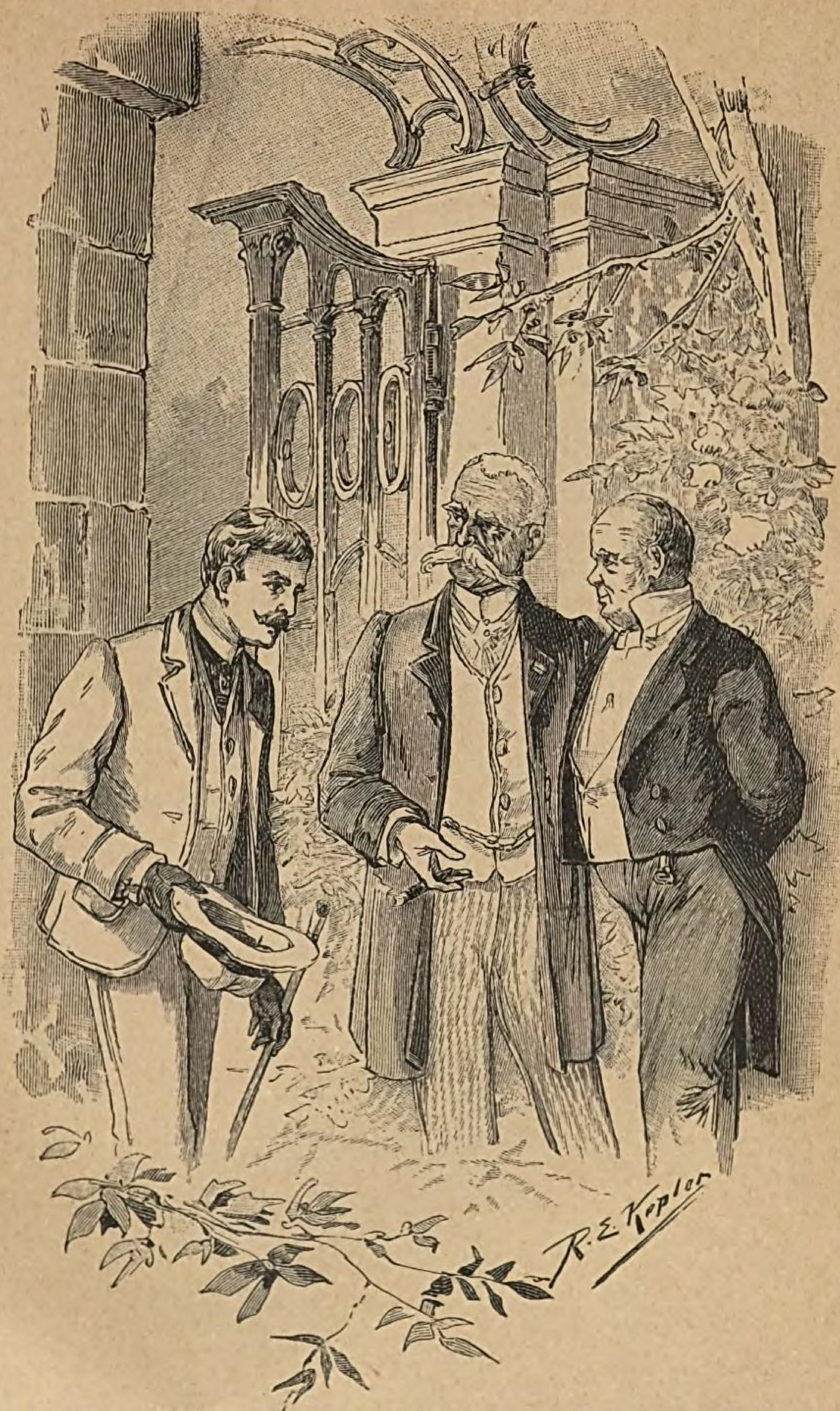
„Herr Schubert ist meine literarische Stütze, wenn ich so sagen darf,“ bemerkte der General zu seinem Schwager. „Ich habe die Feder zur Hand genommen. Was soll ein Invalide thun, um seine Tage nützlich hinzubringen? Aber alles will gelernt sein, und da gibt Herr Schubert mir gütige Anweisung.“

„Vortrefflich!“ entgegnete Herr Spracker. „Ich wußte nicht, daß Du auch unter die Schriftsteller gegangen seiest.“

„Na, das ist auch wohl zu viel gesagt. Meine Schreiberei hat nicht viel auf sich. Nur um die Tage hinzubringen, die unsereinem, der an Thätigkeit gewöhnt ist, doch recht langsam hingehen. Ich mache einen Versuch, die Kriegsgeschichte unseres Jahrhunderts aufzuzeichnen. Herr Schubert ist Historiker.“

„Und Sie leben hier in Neustadt?“ fragte Herr Spracker. „Finden Sie denn hier das nötige Material?“

„Es befindet sich hier eine recht gute Bibliothek, die besonders reich an historischen Werken ist,“ entgegnete der junge Mann. „Und dann bin ich auch



— „‚Herr Edgar Schubert, Schriftsteller,‘ sagte der General, ‚Herr Wilibald Spracker!‘“ (S. 15.)

für die Firma Friedrich Schottmüller thätig, die Ihnen vielleicht bekannt ist."

„Ja, ja, Friedrich Schottmüller, sehr solide Leute," sagte Herr Spracker. „Sagen Sie 'mal, Herr Schubert — also Schriftsteller sind Sie — das ist wohl ein recht gutes Geschäft? Kein Anlagekapital notwendig! Nur ein Tintenfaß, eine Feder und ein Ries Papier. In unserer Zeit soll ja ein recht gutes Geschäft mit dem Schriftstellern zu machen sein, natürlich, wenn es in der rechten kaufmännischen Weise betrieben wird. Aber ich kann mir gar kein rechtes Bild davon machen."

Herr Schubert lächelte.

„Es gehört viel Warenkenntnis zu dem Geschäft," sagte er. „Aber wer die besitzt, kann es schon zu etwas bringen."

Inzwischen hatten die drei Herren sich dem Platz genähert, wo der Kaffeetisch aufgestellt war und die Gesellschaft sich im Schatten der Linden versammelte. Es war ein wunderschöner Platz. Ein kleiner Wald von hochstämmigen Rosen, die in ihrer höchsten Blütenpracht standen, umschloß ihn von der offenen Seite her, und alles ringsum war dichtes, glänzendes Grün Farbenpracht und Duft des Sommers.

Dieser Garten mit seinen schönen alten Bäumen war das entscheidende Moment gewesen, als der General sich für den Abend seines Lebens einen stillen Winkel ausgesucht und die obere Etage in dem Hause

der Vorstadt gemietet hatte. Das anspruchslose Gebäude mit seinen grünen Fensterläden und den Kletterrosen, welche die Südseite mit einem üppigen grünen Teppich und einer verschwenderischen Fülle weißer und roter Blüten überkleideten, hatte die idyllische Saite seines Gemüts in Schwingung versetzt. Nach dem Lärm und der Oede des Garnisondienstes, nach dem Grauen des Krieges bot sich dem müden und an seinen Wunden leidenden Offizier hier ein anheimelndes Ruheplätzchen. Wenn er in den gewundenen Wegen des Gartens, den Strohhut auf dem Kopf, die Rosenschere in der Hand, umhergehen, hie und da ein wenig an den Sträuchern schnippeln und die kleinen Vögel in den Zweigen umherhüpfen sehen konnte, war er ganz zufrieden mit seinem Schicksal und grämte sich nicht darüber, daß er keine große Carrière gemacht hatte, kein berühmter Mann an der Spitze eines Armeecorps, kein Feldmarschall geworden war. Und er konnte den Garten wirklich fast als sein Eigentum betrachten. Der Besitzer, ein wackerer Zimmermann, war erfüllt von der Ehre, einen General zum Mieter zu haben, und that das Mögliche, dem Mieter gefällig zu sein. Für die Winterszeit aber hatte er seine kriegsgeschichtliche Arbeit. Er dachte nicht daran, ein Jomini, Clausewitz oder Rüstow zu werden. Er dachte nur daran, sich nützlich zu beschäftigen, und in der Arbeit selbst machte es ihm Vergnügen, zu sehen, wie doch überall in der Welt und auch bei den größten

Heldenthaten mit Wasser gekocht worden war. Wenn er an seine eigenen Erfahrungen dachte und seine Quellenstudien ihm zeigten, wie viel Anteil der liebe Gott an allen kriegerischen Ereignissen und auch an den berühmtesten strategischen Operationen genommen hatte, so strich er sich mit dem Lächeln der Befriedigung den grauen Bart, der sein gebräuntes Gesicht einrahmte, und tröstete sich über die bescheidene Rolle, welche er selbst in dem großen Weltdrama spielte.

Als Herr Schubert beim Näherkommen bemerkte, daß eine Gesellschaft auf dem Platz unter den Linden versammelt war, fühlte er sich unangenehm berührt. So hatten Birkhausens also ein Diner gegeben und ihn nicht eingeladen. Er würde nicht hereingekommen sein, wenn er das gewußt hätte; das hieß doch ihn ein wenig schlecht behandeln, daß er den Kaffee in einer Gesellschaft trinken sollte, die man zum Diner gebeten hatte. Da waren Geheimerats von Ellrich und der Medizinalrat Bloch mit seiner Frau, sowie die Familie des Oberfinanzrats von Wallenberg, lauter Leute, mit denen er nicht verkehrte. Er wußte wohl, daß Birkhausens auch nicht im eigentlichen Sinne in der Gesellschaft lebten. Der General wollte sich durch Neustädter Geselligkeit nicht geniren lassen, aber wenn einmal einzelne befreundete Familien geladen wurden, so war es doch nicht höflich, ihn wegzulassen, und ihn nun gar zum Kaffee hereinzurufen. War das nicht adeliger Hochmut?

Herr Schubert hatte den General in der Bibliothek kennen gelernt, wo sie beide nach einem und demselben Werk gefragt hatten; und so hatte sich eine Bekanntschaft angeknüpft, die sich nicht auf der Bahn von Visite und Gegenvisite bewegte. Der General brauchte die Hilfe des jungen Gelehrten, und dieser hatte sich gewöhnt, gelegentlich bei Birkhausens vorzusprechen, mit dem General historische Forschungen zu treiben und dabei auch wohl mit dessen Familie eine gemütliche Stunde zu verplaudern. Zu verschiedenenmalen aber hatte er sich schon gesagt, daß diese Art des Umgangs allzu formlos sei, und das sagte er sich jetzt wieder. Er war um so empfindlicher, als er ein besonderes Interesse an dem Hause des Generals nahm. Er warf sich vor, daß er sich von seinen ernsten Zielen durch strafbare Schwäche ablenken lasse. Was hatte er, der zur Aristokratie des Geistes zu gehören trachtete, mit der Aristokratie der Geburt zu thun? Sollte ihn die verführerische Gestalt des ältesten Fräuleins von Birkhausen zu einem Narren vor sich selbst machen? Die hohe Bestimmung des Menschengeschlechts war der Gegenstand seiner Gedanken, die Idee der Freiheit erfüllte seine Seele. Sollte er sich in Banden schlagen lassen von einem Mädchen, das eben jener Kaste angehörte, welche er als das Hindernis der Entwicklung der Nation betrachtete?

Indessen setzte er sich bald über seine erste peinliche Empfindung hinweg, und während er ringsum

vorgestellt wurde und nach links und rechts seine Bücklinge machte, ging es ihm so, wie es ihm gewöhnlich in Gesellschaft erging: er vergaß die von Rang und Stand den Persönlichkeiten aufgeklebten Etiketten und erblickte nur noch die Menschen selbst, wie sie vom Schöpfer geformt und dahingestellt waren und sich ihrer Natur gemäß entwickelt hatten. Aus diesem Grund hatte er auch alle Menschen lieb.

Freilich hatte diese Regel eine Ausnahme. Als er sich vor Eva verneigte und ihre Augen sich für eine Sekunde erhoben, empfand er diese allgemeine Menschenliebe nicht. Diese Augen, welche beim Aufschlag in dem tiefen zauberischen Blau des Veilchens erglänzten, hatten eine seltsam starke Wirkung auf ihn, gleichsam etwas Berauschendes, und er nahm in einer Stimmung am Kaffeetisch Platz, als hätte er von den besten Weinen des Generals mitgetrunken.

Er brachte neues Leben in den Kreis, der um den Tisch mit dem feinen Damastgedeck, dem zarten Porzellan und der silbernen Kaffeekanne versammelt war. Die Herren hatten von Politik gesprochen und die verheirateten Damen hatten angefangen, sich vertrauliche Mitteilungen über ihre häuslichen Kriege zu machen. Herrn Schuberts Erscheinung führte der Unterhaltung neuen Stoff zu und bald ward er der Mittelpunkt eines allgemeinen Gesprächs. Man fühlte allgemein, daß etwas Ungewöhnliches an ihm sei, obwohl sich schwerlich hätte sagen lassen, worin dies

bestehe. Er war kein vornehmer Mann, so daß die Erwähnung seiner Genealogie und seiner Besitzungen die Zuhörer hätte aufregen können. Auch war er nicht, was man ein geselliges Talent nennt. Er erzählte keine witzigen Anekdoten und er wußte im Grund genommen so gut wie nichts von allen den Dingen, wovon gemeiniglich gesprochen wird. Er interessirte sich nur wenig für Politik und er hätte nicht zu sagen vermocht, wie weit die Angelegenheit der Kanalisation Neustadts gediehen sei. Das Verhältnis des Herrn Bürgermeisters und des wohllöblichen Stadtrats zur Bürgerschaft und den Herren Stadtverordneten war ihm gänzlich unbekannt. Gleichwohl wurde Herr Schubert von den meisten Leuten, die ihn kannten, für interessant gehalten, wenn auch viele ihn nicht leiden konnten.

Er erzählte von der Bibliothek in dem vormaligen Kloster zu St. Dominikus und von den unbekannt gebliebenen Schätzen an Handschriften und alten Druckwerken, die er dort gefunden habe.

„Sie sind Historiker?“ fragte der Geheimerat.

„Bis jetzt habe ich mich vorwiegend mit Geschichte beschäftigt,“ entgegnete Herr Schubert, „aber ich betrachte diese Arbeiten nur als eine Etape auf meinem weiteren Weg. Es kommt mir fast so vor, als ob die Geschichte an sich wohl kaum ein ausschließliches und tieferes Interesse verdiente.“

„Wieso?“ fragte der Geheimerat verwundert. „Ich

halte die Geschichte für eine der bedeutendsten Disziplinen."

Herr Schubert war im Zuge, eine von den ihm eigentümlichen Erklärungen abzugeben, mit denen er in gesetzter Gesellschaft leicht anstieß. Sollte er damit zurückhalten? Vielleicht war der Geheimerat selbst Historiker, wahrscheinlich teilte er wenigstens die allgemein verbreitete und wohlberechtigte Verehrung der großen Namen Ranke, Mommsen, Sybel und anderer. Aber Herr Schubert sprach seine Ansicht gern rückhaltslos aus. Er war ein Enthusiast der Wissenschaft und suchte einen zweifelhaften Punkt auch wohl durch übertriebenen Widerspruch zu klären.

„Die Geschichte hat meiner Ansicht nach keine innere Bedeutung," sagte er, „ich habe noch niemals ein befriedigendes Kriterium ihres wissenschaftlichen Wertes gefunden. Sie verdient überhaupt nicht den Namen Wissenschaft, weil sie nicht allgemeine Wahrheiten, sondern nur einzelne Gegenstände zum Ziel hat. Es fehlt ihr die Grundlage des Gesetzmäßigen."

„Sie wollen damit doch wohl nur auf die Unzuverlässigkeit aller historischen Quellen und auf die Unvollkommenheit aller historischen Forschung hinweisen?" warf der Geheimerat verwundert ein.

„Nein, ich will mehr sagen. Wenn uns auch nicht die Zeiten der Vergangenheit ein Buch mit sieben Siegeln wären, wenn auch die Wahrheit des Geschehenen sich wirklich feststellen ließe, was unmöglich ist, so wäre

damit unserer Erkenntnis des wirklich Wissenswerten noch nicht gedient. Denn ein jeder Mensch fängt von vorn an zu leben, und auch die gesamte Erfahrung der ganzen übrigen Menschheit nützt seiner Seele nicht."

„Und wenn Sie unsere Religion ins Auge fassen," sagte der Geheimerat mit gerunzelter Stirn, „leuchtet Ihnen da nicht die große Bedeutung der Geschichte ein, selbst wenn Sie das Christentum nur historisch auffassen wollen?"

Herr Schubert bedachte, in welcher Gesellschaft er sich befand. Er wußte, daß der General mit seiner Familie jeden Sonntag zur Kirche ging, und es war ihm nicht unbekannt, wie groß in der guten Gesellschaft nicht nur in Neustadt, sondern überall das Ansehen der Religion ist. Ein Angriff auf die allgemein anerkannte Art der Gottesverehrung war so gut wie ein Angriff auf die gute Gesellschaft selbst. Aber was für Rücksichten hatte er zu nehmen? Wurden denn Rücksichten auf ihn genommen? Sollte er nicht seine Ansicht frei aussprechen können? Er hatte seine eigenen Ansichten über Religion und hegte nur eine geringe Meinung von dem Geist, der sich in der Frömmigkeit der Honoratioren Neustadts kundgab. Er blickte zu Eva hinüber und es schien ihm so, als lausche sie jetzt auf seine Entgegnung und sei gespannt, ob er nicht etwa vor des Geheimerats Ueberlegenheit den Rückzug nehmen und die Thorheit seiner Behauptung eingestehen müsse. Er wollte vor ihren Augen nicht das Feld

räumen und wollte überhaupt seine Ansicht frei heraussagen, wenn es ihm Vergnügen machte.

„Ich kann die Ansicht von der historischen Bedeutung des Christentums nicht teilen," sagte er. „Man hat aus der jüdisch-christlichen Mythologie ein künstliches System gemacht, wie man es aus jeder andern Mythologie auch machen könnte, und was man dabei die geschichtliche Entwicklung des Christentums nennt, verstimmt mich durch seine Absichtlichkeit. Das Christentum besteht überhaupt nur dem Namen nach, denn es gibt keinen größeren Widerspruch als den zwischen der christlichen Sittenlehre und der Praxis des Lebens in den sogenannten christlichen Ländern."

„Welche Paradoxen!" rief der Geheimerat unwillig. „Ich muß gestehen, es ist ein trauriger Anblick, wenn man junge Leute von solchem zersetzenden Geist erfüllt sieht!"

„Dieser zersetzende Geist, wie Sie ihn nennen, ist nichts anderes als die Fähigkeit der Kritik. Er ist das Bild der Wahrheit, welches im Innersten der Seele lebt und einem Spiegel gleicht, der die beliebten Götzenbilder der Menge als das erkennen läßt, was sie sind, nämlich als bloße Fratzen und Zerrbilder der Wahrheit!"

Herr Schubert hatte mit einem Feuer gesprochen, welches seinen Eindruck nicht verfehlte, nur war dieser Eindruck nicht günstig, das fühlte er selbst. Er sagte sich selbst sogleich, daß in dieser Umgebung der Enthusiasmus für solche Ziele, wie sie ihm als

erstrebenswert erschienen, nicht angebracht sei. Er sah unwillkürlich wieder zu Eva hinüber. Sie sah ihn mit großen Augen an, in welchen er Verwunderung und Befremden zu lesen glaubte, und er war unzufrieden mit sich selbst. Warum mußte er so unbedacht sein und einen Blick in das Heiligtum seines Herzens thun lassen, wo er doch auf Verständnis nicht rechnen konnte?

Das Schweigen, welches für einen Augenblick seinen Worten folgte, ward von dem General unterbrochen, der sich bemühte, ein anderes Gesprächsthema aufzubringen. Der alte Herr sah dem Geheimerat an, daß derselbe in voller Empörung eine heftige Erwiderung zu geben im Begriff stand, und dem wollte er vorbeugen. Er war seiner Pflichten als Gastgeber eingedenk und schätzte den jungen Gelehrten. Herr Schubert hatte wohl nur unbedacht so in die Welt hineingesprochen. Die Absichtlichkeit, mit welcher der General von etwas anderem zu sprechen anfing, wurde allgemein gefühlt und nicht zum wenigsten von Schubert selbst. Er beteiligte sich zwar noch einige Minuten an der Unterhaltung, stand dann aber auf und empfahl sich. Er suchte Evas Blick, als er Abschied nahm, fand aber, daß sie nur kalt und gleichgiltig grüßte. Er ging mit einem schmerzlichen Gefühl von dannen.

„Ich habe es doch immer gewußt," sagte er sich, „daß derjenige, welcher für geistige Interessen lebt, nichts gemein haben soll mit den Aristokraten. Was hat mich nur überkommen, daß dieses Haus eine solche

Anziehungskraft für mich hat? Sollte ich wirklich so thöricht sein, mein Herz an dieses Mädchen zu hängen — an ein Mädchen, welches in den Vorurteilen eines Standes erzogen und aufgewachsen ist, der nichts zu achten versteht als äußerliche Ehren? Wäre das nicht die tragischste aller Komödien, wenn ich mich in dies reizende Geschöpf verlieben sollte, das nichts von mir wissen will, das überhaupt gar nicht fähig sein würde, mich zu verstehen, und in jeder Hinsicht den negativen Pol für mich bildet?"

Er nahm sich vor, das Haus des Generals zu meiden.

Zweites Kapitel.

„Ein allerliebster Mensch!“ sagte Gabriele zu ihrer Cousine Eva, als Herr Schubert gegangen war und seine Gestalt sich im Hintergrund des Gartens zwischen den Büschen verlor.

„Wer?“ fragte Eva.

„Wer? Du bist köstlich! Natürlich dieser junge Schriftsteller, oder wen sollte ich sonst wohl meinen?“

„Ich weiß nur nicht, ob allerliebst das rechte Wort ist, um ihn zu bezeichnen.“

„Gewiß, ich finde ihn allerliebst. Schön ist er zwar nicht, aber geistreiche Leute brauchen auch nicht schön zu sein, und er hat prachtvolle Augen. Gewiß macht er wunderschöne Gedichte. Hat er Dich noch nicht angedichtet?“

„Wie Du nur schwatzest, Gabriele!“ sagte Eva errötend.

„Ich glaube, daß Eva sich sehr freuen würde, wenn er sie andichtete,“ warf Olga ein, „aber ich glaube, er hat es noch nicht gethan.“

„Behalte Deine unpassenden Bemerkungen für Dich, Olga," sagte Eva, und Gabriele fragte, weshalb sie denn glaube, daß er das noch nicht gethan habe.

„Er ist nicht so wie die anderen," entgegnete die Kleine.

„Welche anderen?"

„Na, die anderen jungen Herren. Sie gehen ja immer mit schmachtenden Blicken an unseren Fenstern vorbei und schielen über die Hecke, wenn Eva da ist, aber Herr Schubert ist zu ernsthaft."

„Dies ist ein enfant terrible," sagte Eva mit überlegener Miene. „Was muß Gabriele für einen Begriff von Dir mitnehmen, Olga? Weshalb liest Du nicht lieber Deine Aufgabe im Französischen ordentlich durch, anstatt solches Zeug zu schwatzen? Wenn Du morgen eingeschrieben wirst, ist es Deine eigene Schuld."

„Bitte, ich habe meine Pflicht gethan! Ich habe meine Arbeiten vor dem Essen gemacht. Du willst nur immer regieren. Aber es ist doch so. Wenn Herr Schubert sich um Dich kümmerte, würdest Du ihn sehr nett finden, und er hat wirklich schöne Augen. Alle in der Schule sagen es."

„Das ist eine hübsche Schule, wo ihr über die Augen der jungen Herren sprecht!" bemerkte Gabriele lachend. „Wie komisch muß das in einer solchen kleinen Stadt sein, wo alle sich kennen!"

„Olga übertreibt. Es sind wohl einige Freundinnen, die Herrn Schubert zufällig auch kennen," sagte

Klara. Sie stand der Schule noch so nahe, daß ihr wohl ein Urteil hierin zuzutrauen war. Sie hatte die erste Klasse vor einem Vierteljahr erst verlassen und war noch befreundet mit mehreren der gereiftesten Schülerinnen.

Herr Schubert würde wohl enttäuscht worden sein, wenn er das Gespräch der vier Mädchen hätte belauschen können. Vielleicht in angenehmer Weise enttäuscht, denn er war in dem Gefühl gegangen, daß seine Bemerkungen über die Geschichte und das Christentum einen Stachel in der Seele der Zuhörer zurückgelassen hätten. Wenn er aber an die Zuhörer dachte, so hatte er dabei vornehmlich Eva im Auge. Hatte er doch gewissermaßen ein Programm seiner Ueberzeugungen gegeben, ein Bekenntnis abgelegt, wie ein Theolog in seiner Rolle gesagt haben möchte. Und mußte nicht dieses Bekenntnis tiefe Gedanken, wahrscheinlich einen bleibenden Groll gegen ihn auch bei Eva erregt haben? Gehörte sie nicht dem Geschlecht der Leute mit den langen Gliedern, harten Muskeln und kleinen Gehirnen an, der Leute mit den untadeligen Röcken, Manieren und Gesinnungen, der Leute, deren Stolz es war, Thron und Altar zu stützen? War etwas anderes von ihr zu erwarten als von den anderen ihres Standes, die den eigenen Stammbaum, militärische Auszeichnung und regelmäßigen Gottesdienst höher schätzten als alle geistigen Vorzüge?

Er würde sehr verwundert gewesen sein, wenn er

die vier Mädchen hätte beobachten können. Sie saßen abseits von der älteren Gesellschaft und bildeten eine reizende Gruppe heller Gewänder und hübscher Gesichter zwischen den Rosen und dem schattigen Grün des Gebüsches. Sie hatten von der Tiefe seines Programms nichts gemerkt, und in Evas veilchenblauen Augen lag nichts von Groll. Die kleine Gruppe bot das Bild sorglosen Lebensgenusses, fröhlicher Gedankenlosigkeit und neckischer Schalkhaftigkeit. Sie hatten ganz andere Interessen als Geschichte und Christentum. Sie glichen den Lilien auf dem Feld, welche nicht säen und nicht ernten, diese jungen Mädchen, und sie waren schöner als Salomo in aller seiner Pracht.

Besonders Eva, die lieblichste und anmutigste unter ihnen, welch ein entzückendes Bild sie bot! In ihrem einfachen weißen Kattunkleid mit den blauen Blümchen und mit blauen Schleifen besetzt, wie herrlich hob das Ebenmaß ihrer schlanken Gestalt sich hervor! Was waren die strahlenden Diamanten, die schweren seidenen Gewänder mit Spitzenvolants und der mit Federn geschmückte Kopfputz der großen Damen bei königlichen Festen im Vergleich mit den Reizen, welche die Natur über diesen ihren Liebling ausgegossen hatte! Wie sie alle in den Schatten gestellt haben würde, die Sterne der Mode, wenn sie so wie jetzt unter ihnen erschienen wäre mit ihrem so einfach, aber mit unnachahmlicher Anmut verschlungenen, braunen, glänzenden Haar und den fein geschnittenen Zügen, in denen

jenes unbeschreibliche Etwas lag, welches die Aesthetiker in Verzweiflung setzt, wenn sie eine Definition der Schönheit geben wollen.

„Du mußt uns recht bald in Berlin besuchen, Eva, sobald wir aus der Schweiz zurückgekommen sind,“ sagte Gabriele. „Gewiß, Du mußt es thun! Ich werde Dir alles zeigen, die Museen und die Nationalgalerie und die Philharmonie und alles das. Es wird Dir schon gefallen, da Du noch niemals dort gewesen bist. Im Oktober fangen auch schon die Gesellschaften wieder an. Du mußt recht lange bei uns bleiben.“

„O, wenn Papa und Mama es erlauben, werde ich sehr gern kommen! Ich habe mich immer darauf gefreut, Berlin einmal zu sehen, aber Papa hat mich niemals dahin mitgenommen, und wir sind stets auf eine geschickte Weise um Berlin herumgefahren, wenn wir aus einer kleinen Garnison in die andere zogen.“

„Klara und ich sind auch noch nicht dort gewesen,“ sagte Olga.

„Ihr seid noch jung, an euch kommt später die Reihe,“ entgegnete Eva.

„Du meinst, es müsse nach der Anciennität gehen. Das ist für Dich freilich das Angenehmste. Da kommst Du und schöpfest den Rahm ab, denn manche Dinge geschehen nur einmal. Man hofft, es wiederhole sich, aber ganz dasselbe geschieht nie wieder.“

„Das heißt Gabriele doch einen gar zu deutlichen Wink geben, Olga.“

„Ich spreche nicht von mir. Ich meine Klara, die doch nun konfirmirt ist und mitgerechnet werden muß."

„Klara kann für sich selbst sprechen."

„Ich würde Klara gleich mit einladen," sagte Gabriele, „wenn es nur mit dem Logiren zu machen wäre. Aber ich habe nur ein Zimmer, und mehr als eine Person kann ich nicht mit hereinnehmen. Mama hat längst eine andere Wohnung mieten wollen, aber Papa hat sich noch nicht dazu bestimmen lassen."

„Ich denke, Dein Papa ist furchtbar reich," entgegnete Olga ganz unverfroren. „Mama spricht immer von Onkel Sprackers Millionen. Da müßte er doch das schönste Haus in Berlin haben. Wenn ich an Deiner Stelle wäre, Gabriele, so verlangte ich für mich ein Zimmer mit einem Balkon, wo ich mit einem Fächer säße und alle Leute vorbeigehen sähe. Dazu ein Schlafzimmer, worin ich drei Cousinen logiren könnte, dazu eine fertige Zofe, die alles Nähen besorgte."

„Nicht noch etwas?" fragte Klara.

„Ja, noch eine Ponyequipage."

Gabriele seufzte.

„Wenn Du meinen Papa hättest, würdest Du mit viel weniger schon sehr zufrieden sein, liebes Kind."

Es wurde Abend. Die Gäste waren gegangen und nur Sprackers noch anwesend. Die Schwestern, Frau Franziska und Frau Friederike, hatten sich seit

einem Jahr nicht gesehen und waren in ein vertrauliches Gespräch im Wohnzimmer vertieft, Herr Spracker belehrte den General in dessen Arbeitszimmer über die wahren Ziele des Lebens, und die jungen Mädchen gingen plaudernd im Garten umher. Ihr Gespräch hatte sich wiederum Herrn Schubert zugewandt, was nicht unnatürlich war, da er in der heutigen Gesellschaft die einzige männliche Erscheinung gewesen war, welche als Repräsentant des jugendlichen Alters ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen konnte. Gabriele hatte wieder von ihm angefangen. Sie könne nicht begreifen, sagte sie, daß ein Schriftsteller in dem kleinen Neustadt lebe, wo es doch so langweilig sei und an geistiger Anregung fehle. In Berlin finde ein Mann, der geistig arbeite, erst sein rechtes Feld. Aber vielleicht sei er verlobt.

„Nein, er ist nicht verlobt," sagte Klara, „sonst würden wir es wissen."

„Oder vielleicht schwärmt er für jemand, der auch in diesem Nest wohnt "

„Das glaube ich nicht," entgegnete Eva. „Er macht sich nichts aus Damen. Er ist ein ganz besonderer Mensch, der in seinen Ideen hoch über dem Gewöhnlichen steht."

„Lord Byron, Heinrich Heine und Goethe standen in ihren Ideen auch hoch über dem Gewöhnlichen und machten sich viel aus Damen," bemerkte Gabriele.

„Ich meine, Herr Schubert ist zu ernsthaft. Das

ist es, was ich sagen wollte. Heine, Byron und Goethe machten Verse. Schubert —"

„Würde gewiß auch Verse machen, wenn er es so gut könnte wie sie."

„Er ist aber in tiefe Studien versenkt und nimmt keinen Anteil an den Frivolitäten des Lebens."

„Jedenfalls ist es schade, daß er nicht in Berlin ist. Dort könnte er doch eher sein Glück machen als hier in dem weltabgeschiedenen Winkel. Und er könnte bei uns verkehren. Es muß so interessant sein, mit Schriftstellern und Künstlern umzugehen. Wir sehen immer nur Leute, die von Geschäften und von Geld sprechen, und das ist so langweilig."

Gabriele wurde gerufen. Sprackers wollten Abschied nehmen. Sie mußten am andern Morgen schon in der Frühe abreisen. Noch einige verwandtschaftliche Umarmungen und Küsse, die üblichen Versprechungen, sich recht bald wiedersehen zu wollen — dann schritten Sprackers ihrem Hotel zu.

Der Weg führte sie durch die Vorstadt an einzeln gelegenen Häusern und langen Heckenreihen hin. Garten schloß sich an Garten, üppiges Grün hauchte seine Frische aus, und Herr Spracker sog mit Genuß die frischere Abendluft ein. Er fühlte sich sehr behaglich, es hatte ihm bei Birkhausens gut gefallen und er sprach sich darüber mit vieler Befriedigung aus.

„Der Schwager Birkhausen ist wirklich zu beneiden," sagte er. „Es wohnt sich hier gewiß wunderhübsch!

So gar kein Zwang. Ich hätte auch wohl Lust, mich hieher zurückzuziehen. Man könnte sich hier einen der großen Gärten kaufen und eine einfache kleine Villa hineinbauen. Der Schwager Birkhausen versteht es. Er hat sich zur rechten Zeit in einen stillen Winkel begeben und ist all dem Lärm entronnen. Ein glücklicher Pflanzer! Geht unter den schönen Bäumen umher und hat keine geschäftlichen Sorgen. Ein grüner Erdenfleck, die Familie gesund und wohl, ein paar Freunde zu gemütlichem Beisammensein — was kann ein Mann auf seine alten Tage mehr verlangen?"

Frau Spracker hörte das mit an und hatte ihre eigenen Gedanken. Sie wußte schon, daß ihr Mann bei jeder Gelegenheit das Lob der Einfachheit und der Zwanglosigkeit sang. Das waren von Anfang ihrer Ehe an seine Schlagwörter gewesen, und sie war der Ansicht, daß er dahinter nur seine Unfähigkeit zu feinerem Lebensgenuß und seine übertriebene Sparsamkeit verstecke. Um nicht eingestehen zu müssen, daß ihm das Talent zur Geselligkeit fehle und daß er nichts verstehe als Geldmachen, schützte er ihrer Meinung nach Abneigung vor. Als sie ihn geheiratet hatte, war sie der Ansicht gewesen, sie gehe einem reizend bewegten Leben in der Weltstadt entgegen, aber sie hatte gar bald einsehen müssen, daß sie daheim im elterlichen Hause in der Provinzstadt ein viel bewegteres Leben geführt habe. Sie konnte sich nicht verhehlen, daß sie sich in ihren Erwartungen getäuscht

habe. Sie hatte Herrn Spracker genommen, weil sie hoch in den Zwanzigen gewesen war und von den liebenswürdigen Lieutenants und Doktoren ihres Kreises keiner Miene machte, mit ihr in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Herr Spracker war ein wohlsituirter Mann, und in Berlin, so hatte sie gedacht, würden ihre Neigungen für ein elegantes Dasein weiten Spielraum finden. Aber Herr Spracker dachte anders, bekümmerte sich um sein Geschäft und erstickte alle ihre Versuche, ein geselliges Leben nach ihrem Wunsche zu führen, unter einer Flut von weisen Reden. Sie gab ihm zu fühlen, daß sie von höherem Stande sei als er, und er fühlte auch ihre Stiche, aber um so hartnäckiger wurde er. Er sagte nicht, was er empfand, er gab seiner Empfindlichkeit keinen Ausdruck, er war immer das verkörperte Wohlwollen, aber seine Reden über das wahre Glück des Menschen ärgerten die Gattin mehr, als Heftigkeit und Vorwürfe sie geärgert haben würden.

Auch jetzt ärgerte sie sich. Das Zusammensein mit ihrer Schwester erinnerte sie stets lebhaft an das, was sie vermißte, und verschärfte ihr Gefühl für die Eigentümlichkeiten ihres Mannes.

„Du siehst einmal wieder, lieber Wilibald,“ sagte sie, „welch ein Vorzug es ist, in der guten Gesellschaft zu leben.“

„Wieso?“ fragte er. „Habe ich irgend etwas von guter Gesellschaft gesagt?“

„Daß es Dir bei Birkhausens so gut gefallen hat, kommt doch daher, daß Du dort in einem Kreise von wahrhaft feinen Leuten gewesen bist, wie er uns eben fehlt. Und das willst Du doch nicht leugnen, daß erst der Umgang mit wahrhaft harmonisch gestimmten Freunden dem Leben seinen Reiz verleiht. Ob Du in einer großen oder einer kleinen Stadt lebst, darauf kommt es weniger an. Es gibt eben gewisse Dinge, die das Geld allein nicht erkaufen kann. Es gibt Leute, die es verstehen, angenehm zu leben, und es gibt Leute, die es nicht verstehen und die auch mit allem Geld nichts erreichen, so daß ihnen ihr Geld gar nichts nützt. Das weißt Du auch recht gut."

„Aber, Friederike, aber, liebe Friederike! Was sind das für sonderbare Bemerkungen! Uns fehlt ein Kreis von wahrhaft feinen Leuten? Wer sind denn wahrhaft feine Leute? Bist Du denn etwa der Meinung, daß Titel und Rang und solche Aeußerlichkeiten den Wert des Menschen ausmachen? Dazu bist Du doch eine viel zu verständige Frau. Das Leben in der sogenannten Gesellschaft gewährt keine innere Befriedigung. Dieses hohle Treiben, dieses Jagen nach Genuß füllt das Herz nicht aus. Auf den inneren Wert des Menschen kommt es an, ob er glücklich ist. Wer seine Arbeit thut, wer etwas vor sich bringt, wer seinen Mitmenschen nützlich ist, der erfüllt seinen Lebenszweck und —"

„Ich bitte Dich, Wilibald, verschone mich mit Deinen Predigten!" rief Frau Spracker ungeduldig aus. „Ich kenne diese Redensarten und weiß, was dahinter steckt."

„Predigten! Wieso? Redensarten! Was willst Du damit sagen? Willst Du leugnen, daß das gesellschaftliche Leben der sogenannten feinen Leute ein hohles Treiben ist? Man schmückt sich für seine Feinde mehr als für seine Freunde. Eitelkeit ist die Triebfeder, und wie mancher geht über seine Mittel hinaus, nur um eine eingebildete Stellung unter seinen Bekannten zu behaupten. Da wollen die Leute glänzen, besonders die Damen. Sie schaffen sich moderne Kleider an, um ihre Freundinnen zu übertrumpfen. Einer will es in der Bewirtung dem andern zuvorthun. Und wie ist es mit dem Reisen! Da gehen die Leute erst nach Marienbad oder Karlsbad, was sie sich, beiläufig bemerkt, auch sparen könnten, wenn sie dafür zu Hause mager essen wollten — dann geht es zur Nachkur an einen Waldort in Thüringen, dann zu den Königsschlössern am Starnbergersee und Chiemsee, dann an die Nordsee oder Ostsee — und das thun sie oft nur, damit sie im Winter erzählen können, wo sie gewesen sind. So etwas ist erstlich mehr Strapaze als Erholung, dann aber ist es hohle Renommisterei. Wir machen auch unsere Reise, aber wir gehen ruhig in unsere Schweiz und damit basta. Ein nahrhaftes Gericht bekommt besser als fünf Gänge von süß und

sauer. Alles das ist Thorheit, liebe Friederike. Wir könnten es ja eher als mancher andere, aber wir thun es nicht, weil wir kein Gefallen daran finden, und auch des Beispiels wegen, denn ein jeder soll auch an das Beispiel denken, das er den anderen gibt. Ein paar herzliche Freunde, mit denen man ein ungezwungenes Wort reden kann, die sind besser als ein großer Schwarm von Bekannten, die sich der Reihe nach abfüttern. Das gibst Du ja auch selbst zu."

„Du willst mich eben nicht verstehen, Wilibald. Du verdrehst mir meine Worte und meine Gedanken. Wir sprachen von Birkhausens, und Du kannst von ihnen nicht behaupten, daß sie eine hohle Geselligkeit und Renommisterei trieben. Ich will ja gar nichts gegen unsere Bekannten und Freunde sagen. Es sind ja brave Leute, und wenn man nicht haben kann, was man liebt, so muß man lieben, was man hat. Aber warum es Dir bei Birkhausens so gut gefallen hat, ist doch das, daß Du dort wahrhaft gute Gesellschaft getroffen hast."

„Friederike, Friederike! Ob der Schwager General ist und ob er adelig ist, oder ob er ein einfacher Handwerker wäre, das ist in meinen Augen gleichgiltig, wenn er nur ein ehrenwerter Mann ist. Und ob ich bei ihm mit Geheimeräten zusammenkomme oder nicht, das macht mir keinen Unterschied für meine Wertschätzung."

„Ich weiß schon, ich weiß schon, Wilibald, Du

hast immer Deine Gründe und an Worten fehlt es Dir nicht! Es ist nun einmal so, ist immer so gewesen und wird auch wohl immer so bleiben, daß wir keinen rechten Umgang haben. Und für mich ist es nun freilich nicht mehr von Wert, aber für Gabriele dauert es mich."

„Ich glaube, daß Du da vollständig im Irrtum bist, Friederike. Ich möchte wohl wünschen, daß Du recht oft mit dem Schwager Birkhausen zusammenkämest. Die Einfachheit in seinem Hause, die Gesundheit seiner Grundsätze, die sind der Grund davon, daß es mir bei ihm so gut gefallen hat. Der Schwager stimmt mit mir vollständig überein. Er ist gerade so wie ich ein Feind von allem aufgeblasenen Wesen. Ich dächte, der heutige Tag müßte Dir sowohl wie Gabriele eine gute Lehre gegeben haben. Was würdet ihr wohl für Gesichter schneiden, wenn ich verlangen wollte, Gabriele sollte bei Tisch bedienen!"

„Wenn Du mich zu Hause auch dazu anstellen willst, Papa, so bin ich gleich dazu bereit," sagte Gabriele. „Nur sorge Du dann aber auch dafür, daß Leute da sind, denen aufzuwarten der Mühe lohnt."

„Wenn ich daran denke, daß ich mit euch beiden sechs Wochen lang in der Schweiz herumreisen soll, so wird mir wahrhaftig bange," entgegnete Herr Spracker in übler Laune.

Während die Familie aus Berlin sich über die Eindrücke aussprach, welche sie im Hause des Generals

empfangen hatte, war auch bei Birkhausens eine Meinungsverschiedenheit aufgetaucht. Die Frau Generalin war durch den Besuch ihrer Schwester, welche ein seidenes Kleid von vorzüglicher Arbeit trug, wiederum auf den wunden Punkt ihres Daseins aufmerksam geworden, und als ihr Mann ihr nach dem Weggang der Gäste einige anerkennende Worte über ihre Thätigkeit als Wirtin sagte, seufzte sie in bezeichnender Weise.

„Was gibt es denn zu seufzen?“ fragte der General.

„Ach, nichts!“ entgegnete sie.

Der General wußte aus langer Erfahrung, daß das Nichts seiner Frau sehr viel heißen konnte, und da er in guter Stimmung war, wollte er sie trösten.

„Was hast Du, meine Liebe?“ fragte er. „Ist irgend etwas nicht in Ordnung? Ich denke, Du wirst Dich darüber beruhigt haben, daß unsere Mädchen bedient haben. Es ist sehr gut ausgefallen, Schwager Spracker war ganz in Enthusiasmus darüber.“

„Ja, Spracker sagt viel, aber was er davon denkt, ist etwas anderes. Ich muß Dir gestehen, daß ich die ganze Zeit über wie auf Kohlen saß.“

„Nanu, so schlimm wird es wohl nicht gewesen sein! Komm, Alte, laß die Grillen!“

„Das sagst Du wohl, aber wenn ich an die Zukunft denke, ist es doch nur natürlich, daß ich mir Sorgen mache! Was soll aus den Mädchen werden? Wo kein Vermögen ist, da steht es schlimm um junge Mädchen. Heutzutage werden so große Ansprüche gemacht.“

„Ach, gräme Du Dich nicht um die Zukunft! Es kommt im Leben immer anders, als man denkt. Da muß man den lieben Gott sorgen lassen.“

„Ja, Hubert, so sprichst Du immer, aber ich kann mich mit so billigem Trost nicht abfinden. Ich bin ja wahrhaftig bescheiden. Ich halte mir ein Nähmädchen und den größten Teil der Arbeit mache ich selbst. Was ich und die Kinder tragen, ist alles im Hause gemacht. Wir können es ja auch nicht anders. Was sollte denn das wohl kosten, wenn wir auch so wie Friederike und Gabriele unsere Kleider fertig aus dem Modegeschäft kaufen wollten? Aber wenn man das vergleicht und wenn ich sehe, daß meine Schwester und Gabriele Kleider mit auf die Reise nehmen, wie ich sie überhaupt zu den größten Gesellschaften noch nicht besessen habe, da fällt der Unterschied doch auf. Hast Du wohl auf ihre Toiletten geachtet? Und das waren ja natürlich noch lange nicht ihre besten Kleider.“

„Thorheiten!“ sagte der General.

„Ja, Du sprichst von Thorheiten. Du hast kein Auge für so etwas. Und es kommt ja auch weiter nicht darauf an. Bilde Dir nicht ein, daß ich etwa Wert darauf legte, elegant zu gehen. Ich bin darüber hinaus und habe mich an den Gedanken gewöhnt, daß mir dergleichen nun einmal nicht blüht, aber es ist mir um die Kinder. Wenn ich sehe, was Sprackers für ein Leben führen, daß die jetzt in die Schweiz reisen, was zeitlebens mein unerreichter Wunsch gewesen ist,

und daß sie sich überhaupt alle Schönheiten des Daseins verschaffen können, da fällt mir doch der Unterschied auf, ob man es zu etwas gebracht hat oder nicht."

„Zu etwas gebracht?" fragte der General stirnrunzelnd. „Wozu sollte ich es bringen? Daß ein preußischer General keine Kapitalien zurücklegt, versteht sich von selbst. Oder was meinst Du?"

„Nur nicht gleich so heftig, Hubert. Ich mache Dir ja durchaus keine Vorwürfe. Aber andere Leute sind doch jetzt auf der Sommerreise, sind im Gebirge oder im Seebad. Und das gehört sich auch. Wer sich so lange im Dienst gequält hat wie Du, der muß doch wenigstens so viel erreicht haben, daß er sich im Sommer seine Erholung gönnen kann. Für Dich wäre es so gut gewesen, aber es geht ja nicht, und ich habe mich ja auch schon daran gewöhnt, die Annehmlichkeiten des Lebens entbehren zu müssen. Man ist froh, wenn man auskommt, aber wenn es nun einmal so ist und wenn man fünf Kinder hat und mit seiner Einnahme nur gerade so auskommt, muß man doch mit Sorgen an die Zukunft denken. Das bißchen Geld, was wir unseren Kindern dereinst hinterlassen, ist ja kaum der Rede wert. Oder was sollen die drei Mädchen mit jährlich zwölfhundert Mark anfangen, vorausgesetzt, daß die beiden Jungen sich ohne weitern Zuschuß mit ihrer Gage allein durchschlagen?"

„Ihr habt außerdem noch die Pension, wenn ich

sterbe. Im übrigen mag die Sache liegen, wie sie will, ich habe immer meine Pflicht gethan, und daß ich kein Millionär bin wie Spracker, liegt in den Verhältnissen. Wir haben niemals verschwendet, und wer in den jetzigen Zeitläuften als Offizier mit der Gage und den Zinsen der Kaution ohne Schulden auskommt, wenn er dabei noch fünf Kinder großzieht, der braucht sich keine Vorwürfe zu machen."

„Nichts liegt mir ferner, als Dir Vorwürfe zu machen, Hubert, aber Du wirst mir doch recht geben, wenn ich sage, daß wir nur mit Sorge in die Zukunft blicken können. Das ist ja das Schlimme beim Militärstand, daß man es zu nichts bringt, wenn man nicht ausnahmsweise Glück hat. Im Kaufmannsstand kann ein Mann verdienen. Wenn ein Kaufmann es zu nichts bringt, so ist es seine eigene Schuld, aber ein Offizier muß es ruhig abwarten, daß er avancirt, und wenn er wirklich avancirt, so ist es auch noch nichts."

„Was sind das für Reden!" rief der General. „Wie kannst Du solche Vergleiche ziehen! Der Militärstand ist der Stand der Ehre. Wir setzen unser Blut für den König ein, und schmutziges Geld darf nicht an unseren Händen kleben. Meine Wunden sind das, wozu ich es gebracht habe."

Frau Franziska seufzte wieder.

„Wir haben niemals Glück gehabt," sagte sie. „Du hättest doch wenigstens die Brigade bekommen müssen. Wenn Du im Dienst geblieben wärest, so

hättest Du jetzt eine Division, und da könnte man es schon eher mit ansehen. Aber mit unserer Pension — es wäre gar nicht so übel, wenn etwas mehr von dem schmutzigen Geld vorhanden wäre. Du bist doch gar nicht so alt. Du bist mit Spracker in demselben Alter. Ja, aber was verdient der! Für den ist ja jetzt gerade die rechte Zeit der Ernte. Der ist doch noch in bester Thätigkeit, und Du bist mit Deinen sechzig Jahren schon ausrangirt. Es wäre viel klüger gewesen, wenn wir die Jungen hätten Kaufleute werden lassen. Das ist der einzige Stand, wo dem Streben und der Befähigung voller Spielraum gelassen wird. Es ist doch traurig, sich zu sagen, daß man immer von anderen Leuten, von seinen Vorgesetzten und vom Avancement abhängig ist und daß es ganz gleichgiltig bleibt, ob man fleißig ist oder nicht. Es muß in eines Mannes eigener Hand liegen, zu verdienen und es weiter zu bringen. Spracker hatte nichts, als er anfing, und jetzt — Friederike erzählte mir, er hätte ein Terrain für anderthalb Millionen gekauft und würde gewiß drei Millionen herausschlagen. Und das ist nur ein einziges von seinen Geschäften."

„Wenn Du nicht das leidige Räsonniren hättest, so wärest Du die beste Frau von der Welt," sagte der General und ging in sein Arbeitszimmer. Er war scheinbar ganz gelassen, ruhig und fest schritt seine stattliche Gestalt dahin. Er war derartige Reden seiner Gattin schon gewohnt und ließ sich nicht merken,

daß sie ihn ärgerten. Denn er hatte aus Erfahrung gelernt, daß Ruhe das beste Gegenmittel gegen ihre Angriffe war, aber heimlich wurmten ihn ihre Worte. Gedanken der Unzufriedenheit, die ihm von selbst nicht gekommen sein würden, wurden durch seine Frau in ihm erweckt. Er hatte zwar oft schon mit Sorge an die Zukunft seiner Töchter gedacht, denen er nichts hinterlassen konnte als die Summe, welche einstmals die Kaution bei seiner Verheiratung gebildet hatte. Aber in derselben Lage wie seine Familie waren doch tausend andere Familien, und er konnte sich nicht vorwerfen, verschwenderisch gewesen zu sein. Nur die Klagen seiner Frau brachten ihn heute wieder wie schon oft in eine üble Stimmung und ließen ihn bedauern, daß seine Laufbahn keine bessere gewesen sei. Er zündete seine Lampe an und machte sich, um seinem Grübeln zu entgehen, an seine kriegsgeschichtliche Arbeit.

Eva war im Garten geblieben. Der Mondschein lockte sie, der mit silbernem Blitzen die dunklen, schweren Massen des Laubwerkes durchdrang und eine Welt voll geheimnisvollen Glanzes und zauberischer Fernen hoch über den engbegrenzten Stätten der Bewohner Neustadts ahnen ließ. Die Tiefen des Gartens erschienen um so dunkler und die Schatten der hohen Baumkronen zeichneten, von dem hellen Licht unterbrochen, einen phantastischen Teppich auf die Wege und Rasenplätze. Eva wandelte langsam dahin. Die Luft war weich und still, die Düfte der Rosen, der

Verbenen, der Levkojen und des Jasmins schwebten niedrig und wurden von keinem Windhauch verweht. Sie erfüllten den lichtumflossenen, heimlichen Garten mit berauschendem Wohlgeruch. Alles erweckte sehnsüchtige Träume, den Wunsch nach einer unbekannten Seligkeit im Herzen des jungen Mädchens.

Eva war nicht so ganz unbekannt mit ihrer eigenen Schönheit. Sie war nicht eitel, sie war nicht eingebildet, aber sie hatte doch auch nicht ihr jetziges Alter erreicht, ohne wahrzunehmen, daß sie durch ihre Erscheinung einen besondern Eindruck auf männliche Herzen hervorzurufen pflegte. Schon zur Zeit der Schule hatte sie bemerken können, daß die Gymnasiasten ihr auszeichnende Aufmerksamkeit schenkten, während des geistlichen Unterrichts, welcher der Konfirmation vorangeht, hatte sie verwirrend auf junge Seelen gewirkt, welche nur der Schönheit der christlichen Lehre hätten geöffnet sein sollen, und später war sie sich unter den Huldigungen der Lieutenants von ihres Vaters Regiment klar geworden, daß ihr Liebreiz bewundert zu werden verdiene. Sie schmachtete darum nicht nach Anbetung und sie hatte kein berechnendes Herz. Sie lebte noch wie eine Blume im gedankenlosen Genusse des Sonnenscheins. Sie dachte nicht über die Zukunft nach und noch weniger über die Vergangenheit. Sie ruhte in der Empfindung, daß ihre Schönheit sie auf sanftem Fittich über alle Unebenheiten des Alltagslebens hinweg zu einem großen

Glück führen müsse. In dieser Empfindung ruhte sie, wie die Lotosblume auf dem Wasserspiegel ruht. Kein klares Bewußtsein störte die Süßigkeit, welche sie im Genusse ihres Daseins schmeckte.

Aber an diesem Abend, während Eva nur angenehmen Träumen im Mondschein und Blütenduft nachzugehen trachtete, schweiften ihre Gedanken immer wieder zu einer bestimmten Persönlichkeit ab und zu einem Gespräch, das sie vor einiger Zeit einmal mit dieser Persönlichkeit geführt hatte. Die Sache an sich war im Grund geringfügig. Es war nur ein Gespräch mit Herrn Schubert gewesen, ein kurzes Gespräch ohne jede praktische Bedeutung, nur ganz allgemein über die Aufgaben, welche dem Menschen für sein Leben gestellt würden. Doch war Eva an jene Unterhaltung heute wieder erinnert worden, als Herr Schubert sich über den Wert des Geschichtsstudiums geäußert hatte. Eva war dabei aufmerksamer gewesen, als sie sich hatte merken lassen.

Herr Schubert war ein Mann von besonderer Art. Er hatte durchaus keine Aehnlichkeit mit den galanten Lieutenants, welche bisher niemals ermangelt hatten, ihr den Hof zu machen, und bei denen das Courmachen ein Bestandteil ihrer dienstlichen Obliegenheiten zu sein schien. Nichts von den geschmeidigen Bücklingen und den gefälligen Redensarten, die man schon im voraus kommen sah, war in Herrn Schuberts Benehmen gegen

sie. Seine Miene hatte etwas Ernstes, beinahe Strenges, seine Augen schienen auf etwas Höheres als die Alltäglichkeiten des Umgangs gerichtet zu sein. Daß er irgendwie von Evas Liebreiz Notiz genommen haben sollte, war gar nicht anzunehmen, im Gegenteil konnten seine Worte ihr gegenüber, als sie damals mit ihm allein gewesen war, eher als ein Vorwurf und eine Zurückweisung gelten. Er hatte von den Nichtigkeiten gesprochen, welche das Ziel des Strebens für die meisten Menschen bildeten, und sie hatte unter seiner Auseinandersetzung das Gefühl gehabt, daß sie selbst nur ein unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft, nur ein zierliches Unkraut im großen Weinberg des Herrn und nichts mehr sei. Herr Schubert hatte so überirdische Anschauungen, seine Gesichtspunkte waren so erhaben, und was er sich vorgesetzt zu haben schien, war so überaus sonderbar vom Standpunkt einer wohlerzogenen Generalstochter aus. Es war für sie nicht leicht, mit sich selbst ins reine zu kommen, wenn sie diesem begeisterten Gedankengang folgte. Beinahe hatte es theologisch geklungen. Der junge Schriftsteller hatte mit ironischem Lächeln von den Schätzen gesprochen, welche die Motten und der Rost fressen, und er hatte darunter offenbar alles das verstanden, was man in der Kirche zwar gering zu achten gewöhnt worden ist, außerhalb der Kirche aber um so höher schätzt, nämlich Reichtum, Vergnügungen, angesehene Lebensstellung, Ehre und Ruhm. Aber dann war es auch wieder wenig theologisch

gewesen, denn Herr Schubert hatte von dem Licht gesprochen, das in der Menschenseele als göttlicher Funken brenne und ganz allein wert sei, gepflegt zu werden. Sie hatte seine Worte hierüber genau im Gedächtnis behalten.

„In uns selber wohnt das Licht der Welt, und wenn wir es nicht in uns zu erkennen vermögen, so werden wir es außerhalb vergebens suchen.“

Hierüber und über seine heutigen Bemerkungen grübelte Eva nach. Sie hatte sich auf einem Gartenstuhl nahe der Veranda niedergelassen und blickte zum Mond auf, während sie gleichzeitig an das Licht der Welt im innern Herzen und an die auffallende Thatsache dachte, daß für Herrn Schubert nicht einmal ihre eigene, sonst überall anerkannte Schönheit als ein Licht gelte. Lange saß sie so in sich versunken, bis plötzlich ein Regen von Rosenblättern über sie herfiel und ihre Phantasiegebilde verscheuchte.

„O Olga,“ rief sie unwillig, „wie kannst Du mich so erschrecken?“

Olga stand lachend zur Seite.

„Wir sollen zu Bett gehen,“ sagte sie, „Mama schickt mich, Dich zu suchen. Was hattest Du denn zu träumen? An wen dachtest Du denn? Du lächeltest dem Mann im Mond zu. Ich wollte, ich hätte auch einmal so angenehme Träume.“

„Du bist ein schreckliches Ding!“ sagte Eva. „Geh nur, ich werde schon nachkommen.“

Drittes Kapitel.

Herr Edgar Schubert hatte das Haus des Generals seit drei Wochen nicht mehr betreten. Ja, er hatte sogar die Nähe desselben gemieden und war nicht auf dem Wege gegangen, der zwischen den lebendigen Zäunen hin an der Gartenthüre vorüberführte und ihm zuweilen Gelegenheit geboten hatte, die Familie wie von ungefähr zu sehen, ohne daß er nötig gehabt hätte, mit der ausgesprochenen Absicht eines Besuches an der Hausthüre zu schellen, welche auf der Straßenseite lag.

„Ich darf mir vielleicht ein gutes Zeugnis wegen meiner Charakterfestigkeit ausstellen," sagte er sich mit einem Lächeln der Befriedigung. „Ich sehe, daß diese junge Dame doch keinen Eindruck auf mein Herz gemacht hat. Die Probe ist zu meinen Gunsten ausgefallen. Und doch ist sie ein überaus reizendes Geschöpf, das manchem andern Mann hätte gefährlich werden können."

Herr Schubert wollte ein Mann sein, der ein bestimmtes Lebensziel verfolgt. Er litt nicht an

Hochmut, er hielt sich nicht für besser als andere Menschen, aber er gedachte nicht planlos dahinzuwandeln und seine Tage lediglich zu vergeuden, indem er für seine eigene Wohlfahrt sorgte. Er war der Ueberzeugung, daß er geschaffen worden sei, um der Welt nach seinen Kräften zu nützen, und er wollte ihr weder durch Errichtung von Fabriken noch durch Erfindung einer neuen Maschine, sondern durch Mitteilung seiner Ideen nützen. Er fand, daß seine Anschauungen über die wichtigsten Dinge von den gewöhnlichen Anschauungen der Welt abwichen, und er gedachte seine Ueberzeugung zur Geltung zu bringen. „Ich kann nicht mehr thun als das," sagte er sich. „Ich halte es für richtig, daß ein Mann ausspricht, was er für die Wahrheit hält. Irrt er sich, nun wohl, so ist es nicht sein Fehler, daß er trotz ehrlichen Strebens die Wahrheit nicht fand, sondern es ist der Fehler seiner Organisation, die er sich nicht selbst gegeben hat. Freiwillig irrt ja niemand.

Zu solchem Zweck nun dachte Herr Schubert seine Mittel zusammenzuhalten, und als seine Mittel betrachtete er vor allem eine klare Vernunft und eine unabhängige Stellung. „Es wäre schlimm," sagte er sich, „wenn ich mir durch Verliebtheit mein gesundes Urteil trüben lassen und wenn ich in die Fallstricke geraten sollte, welche der Umgang mit den Aristokraten in sich birgt." Er dachte nicht gut von den Aristokraten, zu denen er die Familie des Generals trotz

deren einfacher Lebensweise rechnete. Zwar hegte er keine persönliche Abneigung gegen die Aristokraten, im Gegenteil sagte seiner fein gestimmten Natur das aristokratische Wesen weit besser zu als die plebejische Gemütlichkeit. Aber er hielt die oberen Stände für ein Hindernis im Fortschreiten der Kultur und dachte, daß sie den Ideen unzugänglich seien. „Im Volke liegt unsere Macht," sagte er sich; „der Mann, welcher wirken will, muß die Samenkörner der Erkenntnis auf das fruchtbare Erdreich ausstreuen und nicht auf den steinigen Boden der vornehmen Welt."

Heute hatte er den Besuch eines Freundes erhalten, des Herrn Doktor Ludwig Cattay aus Berlin, der auf seiner Sommerreise in Neustadt vorsprach. Doktor Cattay blickte sich aufmerksam in der Schubertschen Wohnung um und zog mit bezeichnender Geberde die Augenbrauen in die Höhe.

„Immer noch in der Schule der Herren Zeno, Diogenes und Konsorten," fragte er, „welche der Ansicht waren, daß wir den Göttern um so näher kämen, je weniger Bedürfnisse wir hätten?"

Die Wohnung des Herrn Schubert war in Wahrheit von großer Einfachheit, so daß sie dem Berliner Freunde, der auf gut sitzende Röcke und feine Schuhe und Handschuhe hielt, der sich auch nur in einer gewissen Eleganz der Umgebung behaglich fühlte, wohl auffallen konnte. Bücher und wieder Bücher erfüllten den Raum, nichts deutete auf üppige Gewohnheiten

des Bewohners hin, kein bequemer Polsterstuhl, in welchem contemplative Cigarretten zu genießen gewesen wären, keine Bilder berühmter Schönheiten an den simpel tapezirten Wänden. Nur ein großer Arbeitstisch und einige Stühle mit geflochtenen Sitzen, ein kleiner Tisch, auf welchem eine Spiritusmaschine und eine Lampe standen, und ein Sofa von so hartem Sitz, daß er eher die Bequemlichkeit zu verscheuchen, als herbeizuführen geeignet erschien. Ueber dem Sofa eine große Karte, auf welcher die blauen Meere und gelben Kontinente der die Sonne umkreisenden Erde sich entrollten. Der junge Schriftsteller liebte es, die ihn umgebenden Verhältnisse von umfassendem Gesichtspunkt aus zu überschlagen, und heftete gern seinen Blick auf diese Darstellung des von ihm bewohnten Planeten, in welcher Neustadt mit seiner Aristokratie und seiner Bürgerschaft, seinem Klatsch und seiner Qual überhaupt keinen Platz gefunden hatte. Diese Karte erinnerte ihn an das große Ganze der wunderbaren Welt, von der die mächtige Erde nur ein Stäubchen ist, und half ihm über die Empfindung weg, daß er selbst in Neustadt nur eine unbedeutende Rolle spielte. Zwischen der Karte und der Lehne des Sofas hingen zwei Photographien, einen älteren Herrn und eine Dame von zartem Gesichtsausdruck darstellend. Es waren Edgars Eltern, welche beide nicht mehr zu den Lebenden gehörten.

„Findest Du dies Zimmer nicht sehr nett?“ entgegnete

er auf seines Freundes Bemerkung. „Ich bin ganz stolz darauf. Sieh doch nur diesen herrlichen Apfelbaum! Du glaubst nicht, welche wunderbare Luft aus diesen Gärten in mein Fenster strömt.“

„Du bist köstlich, lieber Edgar. Ich beneide Dich. Leuten wie Dir gehört im Grunde die ganze Welt. Ich vergesse nicht, wie sehr Du Dich über die Villen in der Tiergartenstraße freutest, als wir dort im Frühling spazieren gingen. Es war gerade so, als ob es Deine eigenen Villen gewesen wären.“

„Wenn ich es vernünftig überlege, habe ich damit auch recht. Ich habe doch von den Villen und Schlössern der reichen Leute mehr Genuß als diese selbst. Ich habe keine Sorgen davon, ärgere mich nicht über den Architekten und die Handwerksleute, ärgere mich nicht über den Nachbar, der es noch schöner hat, sondern habe eine reine Freude an dem, was schön dasteht.“

„Ja, ja, Du bist der idealisirte Sozialdemokrat. Du brauchst nicht mehr zu teilen, Du hast schon geteilt. Aber wird es Dir nicht stellenweise ein wenig langweilig in diesem Nest? Siehst Du, es wäre ja sehr indiskret, es wäre geradezu miserabel von mir gewesen, wenn ich von Diogenes Dir gegenüber gesprochen hätte, ohne genau zu wissen, daß Du ja nur freiwillig dieses Gemach eines Asketen bewohnst und daß Du sehr elegant leben könntest, vorausgesetzt, daß Du nur wolltest. Du mit Deinem Genie könntest ja in der Literatur enorm verdienen. Du solltest doch

mit nach Berlin kommen! Ich würde mich riesig freuen. Ich habe Dich nötig, Edgar, Du bist mir unentbehrlich! Dein Geist füllt meinen auf. Ich bin immer auf dem Trockenen ohne Dich."

„Das sagst Du doch wohl nur im Scherz. Du, der jetzt berühmt wird! Ich habe über Dein neues Lustspiel gelesen; fast täglich finde ich Kritiken in den Blättern. Ich gratulire Dir. So habe ich doch nicht zu optimistisch geurteilt. Du warest voller Zweifel."

„Wir wußten beide nichts davon, lieber Freund. Weder Du als Prophet des Erfolges, noch ich mit meinen Zweifeln konnten voraussehen, wie es gefallen würde. Ich überzeuge mich immer mehr davon, daß das Schicksal eines Stückes auf der Bühne unberechenbar ist. Weder der Autor, noch der Regisseur, noch der Schauspieler haben eine Ahnung davon, wie ein Stück auf das Publikum wirken wird. Stellen, von denen ich mir viel versprach, gingen unbeachtet vorüber, andere Stellen, von denen ich nichts erwartete, zündeten und erweckten zu meiner höchsten Verwunderung allgemeines Gelächter und rasenden Beifall. Narren des Glücks sind wir dramatischen Autoren. Aber warum antwortest Du nicht auf meinen Vorschlag, nach Berlin zu kommen und den Pegasus zu höherem Fluge zu besteigen? Wir beide zusammen, liebster Edgar! Du hättest die Ideen, Du wärest der poetisch gestaltende Geist, ich hätte die Mache — wir wollten eine literarische Compagnie bilden, die alle

Sterne des Tages verdunkelte. Du würdest sehen, daß es doch schön wäre, eine Villa in der Tiergartenstraße selbst zu besitzen."

„Sagtest Du nicht selbst, die dramatischen Autoren seien Narren des Glücks?"

„Ah bah, bis zu einem gewissen Grade. Es gibt keine Behauptung von unbegrenzter Giltigkeit. Habe ich erst einmal festen Fuß gefaßt, so ist der andauernde Sieg in meine Hand gegeben. Sieh Sardou an und Dumas und diese Leute! Und wie ist es mit Moser und Schönthan und Lindau bei uns? Das Publikum steht unter der Macht der Gewohnheit, eines Herrschers bedarf die Menge. Ist der Autor erst einmal in die Mode gekommen, so kann er seinem Publikum jede seiner Launen aufzwingen."

„Ich weiß nicht, lieber Freund, das sind lauter Aussichten, die mir nicht lächeln. Welche Freude bringt denn ein solcher Triumph über die gedankenlose Menge? Heißt es nicht, mit goldener Schaufel Sand graben, wenn ich die köstlichen Stunden des Lebens und die Kraft meines Geistes aufwende, um Geld zu verdienen, das mich nicht glücklich macht, und Lorbeerkränze, die ich verachten muß?"

Doktor Cattay zuckte die Achseln.

„Du schwebst in überirdischen Regionen, ich bin der Realist. Warum sollte ich mit dem Gelde, das ich verdiene, nicht glücklich werden? Mit Geld kann ich mir alle Annehmlichkeiten des Lebens erkaufen.

Warum sollte ich den Lorbeer verachten? Er bringt mir den Beweis meiner geistigen Ueberlegenheit, selbst wenn ich weiß, daß das spendende Publikum eine urteilslose Menge ist. Habe ich damit nicht der trägen Masse die Anerkennung abgerungen, welche auf geistigem Gebiet so schwer zu erlangen ist? Ja, hinter den Fürsten laufen sie her, und den Säbel staunen sie von selber an, aber sie dahin zu bringen, daß sie etwas bewundern, was sie nicht fürchten, das ist der Triumph des Genies. Darum soll der Dichter mit dem König gehen, sie beide stehen auf der Menschheit Höhen."

„Das klingt recht schön. Nur ist ein Bedenken dabei. Um den Beifall des Volkes zu erringen, ist es durchaus notwendig, dem Volke selbst ähnlich zu werden. Du darfst kein bloßer Nachahmer sein, sondern Deiner eigenen Natur nach mußt Du so beschaffen sein wie die Menge selbst, wenn Du die Freundschaft des Publikums erlangen willst. Du wirst keinen Erfolg haben, wenn Du eine doppelte Person bist, wenn Du nur nach bestimmten Erfahrungssätzen dem Publikum zu Gefallen schreiben willst, während Du doch in Deinem Innern von erhabener Gesinnung bleibst. Das verträgt sich nicht, denn es besteht eine gewisse unerklärliche Sympathie zwischen dem Autor und seinem Publikum, so daß die Leute es instinktiv merken, wenn Du anders schreibst, als Du denkst. Sie freuen sich aber immer nur über solche Bücher und Stücke, welche nach ihrem Sinne sind; über

fremdartige Behauptungen und Ansichten ärgern sie sich. Du mußt also denken, wie das Publikum denkt, wenn Du ihm gefallen willst; Du mußt eben dasselbe für wichtig und wahr halten, was die Leute dafür ansehen. So mußt Du also heruntersteigen von Deiner bessern Erkenntnis und mußt der Menge schmeicheln, indem Du ihre Vorurteile und Leidenschaften nicht nur für richtig erklärst, sondern selbst für wahre Lebensweisheit ansiehst. Und Schiller hat ja insofern mit seinem Satze recht, als es den Königen darin nicht anders geht als den Dichtern. Denn auch hinsichtlich der Macht im Staat ist es ebenso wie hinsichtlich der Macht in der Kunst. Beliebt beim Volke sind immer nur diejenigen Fürsten, welche ihrer eigenen Natur nach ihrem Volk ähnlich sind. Laß uns Schriftsteller aber bedenken, womit wir diese Beliebtheit bezahlen müssen. Wir müssen das Beste, was wir besitzen, dafür hingeben."

Doktor Cattay drehte sein dunkles Schnurrbärtchen, und seine schwarzen Augen funkelten von Uebermut.

„Du bist ein famoser Kerl," sagte er lächelnd, „und in Dir steckt so eine Art von Apostel oder Philosoph der höheren Gattung. Aber ich bin ein gewöhnlicher Mensch, und für mich paßt Deine Theorie nicht. Ich will mich amüsiren, ich habe nicht den Ehrgeiz, die Welt zu bessern und zu bekehren. Wenn ich bei Hiller mit einem hübschen Mädchen soupire, nachdem der Applaus meines Stückes das Theater erschüttert

hat, so stelle ich weiter keine Anforderungen an die Glücksgöttin. Ach, mein alter Junge, Du bist zu gut. Wenn Du nicht etwas Wasser in Deinen Wein mischest, so wirst Du viel Schmerz erleben. Ein bißchen Schlechtigkeit ist ganz notwendig, um im Leben durchzukommen. Du bist viel zu ideal; unsere niedrigeren Eigenschaften sind die Schwimmblasen, die uns im Strom der Welt über Wasser halten. — Sage, Du bist doch nicht etwa verliebt, in irgend eine Nymphe dieser Neustädter Einsamkeit verliebt, daß Du Dich hier festsetzest?"

„Was denkst Du?" rief Edgar, indem er in plötzlichem Erschrecken sich verfärbte.

„Nun, mein bester Junge, es könnte schon sein. Fast sieht es mir so aus, als ob Du es wirklich wärest. Aber ich rate Dir: Hüte Dich vor den Weibern! Dir können sie verderblich werden. Ich wiederhole es: Du bist zu ideal, und mir sagt eine Ahnung, daß Dich die Weiber zu Grunde richten könnten, wenn Du nicht ein wenig schlechter werden willst."

„Pah!" entgegnete Edgar. „Was ist das, was Du zu Grunde richten nennst? Nur ein Traum ist ja alles irdische Erleben. So oder so: wir wandeln alle den Weg der Erkenntnis der Gottheit."

Dieses Thema war nicht neu unter den Freunden. Schon auf dem Gymnasium hatte der Unterschied in ihren Anschauungen sich in ähnlicher Weise geltend gemacht. Edgar Schubert war in das Lernen selbst

versenkt und von der Schönheit der Klassiker entzückt gewesen; Ludwig Cattay hatte dabei noch von den Erfolgen geträumt, welche ihm dereinst sein Wissen verschaffen sollte, und seine Gedanken waren schon in der Sekunda und in der Prima auf die Ziele gerichtet gewesen, welche ihm jetzt im ersten Mannesalter als erstrebenswert vorschwebten. Nur daß diese Ziele ihm jetzt deutlicher vor Augen standen und daß er sich ihnen in Wahrheit näherte. Doch bei aller Verschiedenheit ihrer Denkweise wußten sie sich einander zu schätzen und fanden im Austausch ihrer Ideen ein Vergnügen. Edgar wußte des Freundes praktischen Verstand und behenden Witz zu erkennen, dieser liebte den Freund wegen seiner idealen Gesinnung und seines Reichtums an Gedanken. Beide fühlten sich zu einander hingezogen, weil sie sich vertraulich und mit der Gewißheit gegenseitigen Verständnisses unterhalten konnten.

„Siehst Du, Edgar," sagte Ludwig im ferneren Verlauf ihres heutigen Gespräches, „es thut mir leid, daß Du nicht Deinem Wert nach erkannt wirst. Die Welt schätzt nicht das stille Verdienst, die Leute achten nur denjenigen, der sie für das hält, was sie sind, nämlich eine Herde, ein vulgum pecus. Nur wer sie darnach behandelt und ihnen seinen Willen aufzwingt, wie der Hirt den Ochsen und Böcken, die er vor sich her treibt, nur den achten sie. Du bist zu stolz, Du verachtest die ganz nahe liegenden Mittel, um dem Volke zu imponiren. Du könntest es, Du bist mehr

wert als diese ganze Gesellschaft, die Dich für nichts hält. Du bist in der günstigsten Lage, die ein Schriftsteller sich nur wünschen kann. Du hast ein unabhängiges Vermögen. Es ist ja nicht viel, aber es gibt Dir doch gerade das sichere Fundament, auf welchem Du ein stolzes Gebäude freien Schaffens errichten könntest. Mit den zweitausend Mark, die Du jährlich zu verzehren hast, bist Du mit Deiner klassischen Einfachheit der Lebensweise über alle Gefahr der Knechtschaft hinausgehoben, Du brauchtest keinen Federstrich zu thun, der nicht Deinem freien Willen entspräche. Als wir beide uns entschlossen, nicht in das Joch einer bestimmten Fakultät zu kriechen, sondern dem freien Dienst der Musen uns zu weihen, da war das für mich ein Risiko. Denn ich habe doch nichts, keinen Pfennig Vermögen, und lebe ganz allein aus meinem Tintenfaß. Wie leicht hätte es mir so gehen können wie tausend Kollegen, die nur die Sklaven der Buchhändler sind! Ich habe es gewagt, und es ist gut gegangen. Du aber, der Du so viel mehr vermochtest, Du ziehst in dieses Nest, das zwar idyllisch sein mag, aber gewiß nicht der Leuchter ist, von dem aus Dein Licht leuchten kann, und Du machst hier Historie für Friedrich Schottmüller. Mich nennen sie schon in der Welt. Sie fürchten mich, weil ich sie verachte. Meine Kritik ist eine Peitsche, mit der ich sie zu Paaren treibe. Du bist viel mehr als ich, und doch, wenn ich irgendwo Deinen Namen mit der

Verehrung nenne, die Dir gebührt, fragen sie: ‚Wer ist denn der Edgar Schubert?‘ Aber ich sage es: Du bist zu stolz. Du wolltest ja nicht einmal Deinen Doktor machen. Es war ein Fehler. Du kannst den Leuten Johannisberger Kabinet vorsetzen, sie trinken ihn für Sauerampfer, wenn keine Etikette an der Flasche ist. Der Deutsche will den Titel hören, sonst glaubt er, der Mann wäre nichts. Komm, alter Junge, folge mir! Komm mit nach Berlin! Du magst weiser sein als ich, aber ich bin klüger. Ich kenne jetzt das literarische Terrain. Wir wollen zusammen arbeiten, wenn auch nicht an denselben Büchern oder Stücken, so doch an demselben Werke der Erleuchtung unseres Volkes. Gib acht, wir werden schnell berühmt, wenn wir einander in die Hände arbeiten. Laß nicht die bestia trionfante auch über uns triumphiren!"

Aber die Beredsamkeit des Freundes verfehlte ihre Wirkung auf Edgar. Er schien gegen die Verlockungen des Ehrgeizes gewappnet zu sein, und auch der Reiz großstädtischen Lebens schien keine Macht über ihn zu haben. Doktor Cattay reiste wieder ab, und Edgar kehrte vom Bahnhof in seine Wohnung zurück mit der stillen Befriedigung eines Mannes, der sein bestes Besitztum in der eigenen Brust trägt. Da wurde er durch den Anblick eines Besuches überrascht, der seine Gemütsruhe plötzlich störte. Als er die Hausthüre öffnete, sah er den General von Birkhausen auf

dem Flur stehen. Der General war soeben mit der Absicht, Herrn Schubert zu besuchen, ins Haus getreten; er sprach mit der Wirtin, und diese erschöpfte sich in Knixen und höflichen Redensarten. Die Ehre, welche ihrem Hause durch den Besuch des Generals widerfuhr, schien die wackere Frau beinahe zu überwältigen, und Edgar konnte mit einem Blick den Unterschied ermessen, den die Beurteilung sozialer Verhältnisse von seiten des Volkes zwischen ihm selbst und dem adeligen General aufbaute. Frau Defferding pflegte den jungen Schriftsteller mit mütterlichem Wohlwollen zu behandeln, welches nicht ganz von einem kritischen Blick hinsichtlich seiner Zahlungsfähigkeit am Monatsschluß frei war; der General von Birkhausen aber erfüllte sie mit solcher Ehrfurcht, daß dessen Besuch bei ihrem Mieter ihr beinahe unfaßlich zu sein schien.

Der General sprach seine Freude aus, Herrn Schubert persönlich angetroffen zu haben, stieg mit ihm die Treppe hinauf, ließ einen flüchtigen Blick über die Einrichtung des einfachen Zimmers gleiten und fing dann von dem Zweck seines Kommens an. Er habe doch einmal selbst nachsehen wollen, was sein junger Freund mache, da derselbe sich gar nicht mehr sehen lasse. Ob er krank gewesen sei? Das kriegsgeschichtliche Werk gerate ins Stocken, da ihm der Rat des Gelehrten fehle, und die Damen begriffen nicht, was Herr Schubert haben möge, da er doch gar nicht mehr

komme. Hoffentlich habe er nicht Grund gehabt, irgend etwas übelzunehmen.

Der General war wirklich durch Edgars Fernbleiben in Verlegenheit gekommen. Es fehlte ihm an einem bestimmten Punkt seiner Arbeit der notwendige Aufschluß, und Edgars Rat wäre ihm sehr erwünscht gewesen. Der junge Gelehrte hatte doch einen merkwürdigen Scharfblick und eine erstaunliche Belesenheit. Als der General nun aber einige Tage in übler Laune umhergegangen war und einigemale sein Befremden über Edgars Fernbleiben ausgesprochen hatte, war Eva ihm zu Hilfe gekommen. Sie hatte mit weiblichem Scharfblick herausgefunden, warum Edgar nicht mehr kam, und sie sagte ihrem Vater mit der Miene größter Unbefangenheit, Herr Schubert werde es wohl übel genommen haben, daß er nicht höflich genug behandelt worden sei. Seine Besuche müßten doch auch einmal erwidert und er müsse doch auch einmal eingeladen werden. Das hatte dem General eingeleuchtet.

Edgar nahm den Besuch sehr gut auf, und das freundliche, freimütige Wesen des alten Herrn schmolz die Bitterkeit und Resignation seines Herzens hinweg. Er hatte angenommen, mit Birkhausens sei es aus, und da er irrigerweise glaubte, andere Leute nähmen es mit den Aeußerungen ihrer Ansichten so genau, wie er selbst es damit nahm, hatte er sich eingebildet, seine Bemerkungen über die Geschichte und das Christentum müßten eine Scheidewand zwischen ihm und der

Familie des Generals aufgerichtet haben. Nun bemerkte er aber, daß dies gar nicht der Fall sei, und als der General ihn bat, am Abend zu einer Tasse Thee im Familienkreise zu kommen, sagte er mit Vergnügen zu. Der Reiz des Umgangs mit dieser liebenswürdigen Familie, dem er schon in der Strenge seiner Grundsätze hatte entsagen wollen, gewann wieder Macht über ihn. Wirklich hielt er die ganze Familie für liebenswürdig und kam nicht auf den Gedanken, daß es Eva allein sei, die ihn interessirte. Im Gegenteil blieb er bei der Ansicht und schmeichelte sich mit der Meinung, daß er eine gewisse schätzenswerte Aehnlichkeit mit den berühmtesten Philosophen des Altertums habe, indem er so wie sie unempfänglich für die Verführungen der Liebe sei.

Er hatte dem General versprochen, schon früh zu kommen und mit ihm den letzten Teil seines Manuskriptes durchzugehen. Er ging infolge dessen schon bald nach sechs Uhr und arbeitete mit dem alten Herrn in dessen Studirzimmer, bis zum Thee gerufen wurde. Der Abend war herrlich, und der Tisch war im Garten auf dem bekannten Platz hinter dem Rosenwäldchen gedeckt, das jetzt freilich nicht mehr in voller Pracht stand, sondern nur noch vereinzelte Blüten zeigte. Doch war der Garten vom Duft und Schimmer der späteren Blumen erfüllt und ruhte im Schatten seiner prächtigen Bäume wie ein kleines Arkadien gegenüber dem Staub und der Hitze der Stadt zu dieser

Hochsommerzeit. Der Tisch war mit einem tief herabhängenden Tischtuch überdeckt, in welches rote Streifen gestickt waren, und er trug kalte Fleischspeisen, Salat und Eingemachtes in feinen Porzellanschüsselchen, sowie frische Butter, Brot, Tassen und eine silberglänzende Theekanne. Er sah sehr einladend aus für einen Junggesellen, der an die karge und wenig anmutige Fürsorge einer auf ihren Vorteil bedachten Wirtin gewöhnt war, und Edgar empfand sehr lebhaft den bestrickenden Zauber einer von zarten Händen gepflegten Bequemlichkeit. Doch erhielt all diese Aeußerlichkeit ihren höhern Reiz erst durch die Erscheinung der Damen selbst, welche den Gast empfingen. In ihren hellen Kleidern, mit farbigen Bändern geziert, erschienen ihm die jungen Mädchen wie arkadische Schäferinnen oder Feen unter dem hoch gewölbten Laubdach der Linden.

Edgar fühlte jedoch bei allem Entzücken eine gewisse Bangigkeit, als er aus dem Hause trat und das idyllische Bild vor sich erblickte. War er nicht Versuchungen ausgesetzt, die an Tannhäusers Geschick mahnten? War dies die rechte Vorbereitung für seinen Lebensweg, der über rauhe Klippen und durch düstere Klüfte führen mußte? Durfte ein Mann, der allein nach Wahrheit trachtete und zum Kampf gegen die Thorheit der Welt gerüstet auftrat, sich durch Genüsse entnerven lassen? Der blaue Himmel, welcher sich hoch über den schweigenden Bäumen unermeßlich

erstreckte, von Westen her mit einer flammenden Röte leuchtete und ein ätherisches Licht über die Gruppe am Theetisch ausgoß, war sicherlich sehr geeignet, Evas Schönheit hervorzuheben. Er verlieh ihrem lieblichen Gesicht einen beinahe überirdischen Reiz. Aber für die Seelenruhe eines Mannes, der sich nicht in Rosenfesseln schlagen lassen wollte, war alle diese Schönheit und Lieblichkeit nicht günstig.

Bald jedoch zeigte sich bei Edgar der verführerische Reiz der Dinge dieser Welt mächtiger als die aus dem Reiche der Gedanken stammende Melancholie. Die Familie derer von Birkhausen schien mit verdoppelter Freundlichkeit wieder gut machen zu wollen, was sie etwa gethan haben mochte, um des jungen Freundes Mißfallen zu erregen. Er konnte sich dem Gefühle nicht entziehen, daß er hier gut aufgehoben sei. Er saß zwischen dem General und dessen Gemahlin, ihm gegenüber leuchteten Evas wunderbare Augen, und er hätte ein heiliger Antonius sein müssen, um gegen die Liebenswürdigkeit dieses Kreises ablehnend sein zu können. Die Familie war so wenig darnach angethan, ihn in seinem Vorurteil gegen die Aristokratie zu bestärken. So einfach und natürlich, so anspruchslos und gemütlich ging es zu. Der General war guter Laune, da er das Schifflein seiner literarischen Arbeit, welche jetzt den Mittelpunkt seiner Interessen bildete, wieder flott gemacht sah, und er erzählte Geschichten aus seiner Dienstzeit, während deren Edgar ungehindert

sein Gegenüber betrachten und sich dazu gratuliren konnte, daß er weibliche Schönheit zwar bewundern, aber nicht ihr Sklave werden müsse.

Nachdem der Thee beendigt war, schlenderte man im Garten umher. Der General zeigte Edgar seine botanischen Merkwürdigkeiten, an denen er Versuche seiner neu erworbenen gärtnerischen Kunst gemacht hatte, und dann fand sich Edgar, ohne daß er wußte, wie es geschehen sei, an Evas Seite und schritt mit ihr in der beginnenden Dämmerung einher.

„Sie haben gewiß recht viel zu arbeiten gehabt, daß Sie so lange nicht gekommen sind, oder hatten Sie uns etwas übel genommen?“ fragte sie.

„O nein, ich hatte nichts übel genommen, und ich hatte auch nicht so viel zu thun, daß mich das gehindert hätte, aber —“

„Aber?“ fragte sie wieder, als er innehielt. „Sagen Sie, was sollte nach dem Aber folgen?“

„Offen gestanden, gnädiges Fräulein, ich hatte das Gefühl, daß ich nicht recht hieher gehörte. Verstehen Sie das, bitte, nicht falsch. Ich will damit nur sagen, daß die Anschauungen und die Lebensweise Ihres Kreises im allgemeinen so ganz anders sind als diejenigen, welche für mich die richtigen sein möchten, daß ich zögerte, als ein Stein des Anstoßes bei Ihnen dazustehen.“

Eva blickte ihren Begleiter ganz betreten an, und er sah in ihrem Gesicht den Ausdruck völligen Mißverstehens.

„Ich habe mich gewiß recht ungeschickt ausgedrückt,“ fuhr er fort. „Ich wollte nur sagen, daß ich als Schriftsteller in einer ganz besondern Lage bin und daß es mir leicht begegnet, Aeußerungen zu thun, wie letzthin in Ihrer Gesellschaft gegenüber dem Herrn Geheimerat, deren Sie sich gewiß nicht mehr erinnern, die mir selbst aber den Eindruck zurückließen, daß ich Anstoß erregt haben müßte.“

„Was ist denn nur ein Schriftsteller?“ fragte Eva ungeduldig. „Und warum ist ein Schriftsteller in einer ganz besondern Lage? Sie müssen mich darüber aufklären, ich bin entsetzlich einfältig in allen gelehrten Dingen und verstehe gar nicht, warum jemand, der Bücher schreibt, uns nicht besuchen sollte. Papa schreibt doch jetzt auch ein Buch. Ich begreife wohl, daß Schriftsteller ungeheuer kluge Leute sind, aber wir gewöhnlichen Menschen erkennen das ja auch gern an.“

„Ja, mein gnädiges Fräulein, Sie stellen da eine Frage, welche nicht so ganz leicht zu beantworten ist. Vor allem aber bitte ich Sie, mich nicht etwa für hochmütig zu halten. Ich bilde mir gar nicht ein, klüger zu sein als die Menschen, welche Sie gewöhnliche nennen. Im Gegenteil, diese gewöhnlichen Menschen sind in der Regel viel klüger als diejenigen, welche Bücher schreiben.“

„Das sind mir lauter Rätsel, Herr Schubert, und ich fürchte, Sie wollen mich nur zum besten halten.

Um Bücher zu schreiben, muß man doch viel gelernt haben, und wer viel gelernt hat, ist doch klüger als der andere, der wenig oder nichts gelernt hat. Aber ich fürchte wahrhaftig, Sie sehen mich für recht einfältig an und Sie sind ironisch. So dumm, daß ich das nicht merken sollte, bin ich denn aber doch nicht."

„O mein gnädiges Fräulein, ich habe Sie wirklich böse gemacht," sagte er verlegen. „Das wollte ich nicht. Ich habe nicht ironisch gesprochen."

„So belehren Sie mich, Herr Schubert!" sagte sie, von seinem ernsten und aufrichtigen Ton betroffen. „Was Sie sagen, regt mich immer zu so tiefem Nachdenken an, und ich verstehe Ihre wahre Meinung nicht sogleich. Ich lebe nur so dumm hin mit Olga und Klara, die mir in keiner Weise geistige Erleuchtung bringen können, und ich sehne mich nach einem nachsichtigen Lehrer."

Sie war stehen geblieben und sah ihn mit einem schelmischen Lächeln an. Ihre zauberischen Augen hefteten sich für eine Sekunde mit einem Blick auf ihn, der etwas Berauschendes für ihn hatte.

„Ich will versuchen, meine Ansicht klarer auszusprechen, als es mir bis jetzt geglückt ist," sagte er ernsthaft, indem er sich gegen den bethörenden Einfluß dieser Augen wappnen wollte.

„Ja, bitte, bitte!" sagte sie kopfnickend, indem sie weiter ging.

„Die Mehrzahl der Menschen, ja, im Grund alle

Menschen," fuhr er fort, „leben dahin, indem sie nur darauf bedacht sind, sich ein angenehmes Los zu bereiten, das heißt, Geld zu verdienen und sich damit die Genüsse des Lebens zu erkaufen und angesehene Stellungen zu erringen, in welchen ihnen Ehre und Einfluß zu teil wird. In ihrer Lebensanschauung folgen sie alle den gemeinsamen Vorurteilen, welche gerade die Zeit beherrschen. Dagegen ist der Schriftsteller ein Mann, welcher nicht unter dem Bann des Vorurteils stehen darf, sondern selber denken und die Ergebnisse seines Denkens zur Aufklärung seiner Zeit verbreiten soll. Da er nun der Diener des Gedankens ist, darf er sich nicht zum Sklaven der Genüsse machen, nicht nach Geldverdienst trachten und nicht nach Ehre. Dieser Unterschied zwischen ihm und der Menge der Menschen bildet aber eine fast unübersteigliche Schranke. Er wird nicht verstanden und die Leute achten ihn nicht, weil er keine Uniform trägt und keine Titel führt, auch keine gewinnreichen Geschäfte macht, so daß er nicht in prächtiger Wohnung wohnen und nicht in Equipage fahren kann."

„Das klingt ja fast so, wie es im Evangelium heißt: Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon," entgegnete Eva. „Ich glaube, daß Ihre Erklärung auf die Propheten passen könnte, die im härenen Gewande gingen und nichts mit den Leuten gemein haben wollten, die in seidenen Kleidern gingen und in der Könige Häusern wohnten."

„In gewissem Sinn sind die Schriftsteller der Neuzeit die Propheten der Bibel," sagte Edgar. „Damals mußte ein Mann, der etwas zu sagen hatte, auf den Markt oder auf den Berg gehen, jetzt gibt es die Buchdruckerkunst, und da legt er seine Gedanken schriftlich nieder."

„Darum also sind Sie nicht zu uns gekommen! Wir sind die Leute mit den Vorurteilen. Aber Sie können sich beruhigen. Mit unseren seidenen Kleidern ist es nicht weit her, und wir wohnen recht einfach zur Miete. Auch ist Mamas Haushaltsgeld nicht so beschaffen, daß unsere Lebensgenüsse sehr vielfältig wären, und unser Taschengeld reicht höchstens einmal zu einer Tafel Schokolade, denn wir müssen unsere Schuhe und Handschuhe damit bestreiten."

„Ein Glück für Sie," sagte Edgar, den es ein wenig verdroß, daß sie seine Worte, wie es ihm schien, ins Lächerliche ziehen wollte.

„Wieso ein Glück? Es wäre mir viel lieber, wenn Papa die Brigade erhalten hätte. Dann würde ich ein Reitpferd haben, was immer mein Wunsch war."

„Ich halte es für ein Glück, in Einfachheit zu leben, auch für das schönere Geschlecht. Die Dame unserer modernen Zeit ist ein gar zu verwöhntes Wesen, und sie wird unglücklich durch den Mangel an nützlicher Thätigkeit."

„Sie meinen, es würde mir gut thun, wenn ich selber wüsche, bügelte und kochte," sagte Eva mit pikirtem Ton.

„Ich meine nur, daß auch das Weib nicht wie die Lilie auf dem Feld sein sollte, sondern einen Beruf hat. Das Weib hat eine hohe Aufgabe, aber es erfüllt diese Aufgabe in unserem modernen Staat nur in ungenügendem Maße."

„Sie sind wohl für Emanzipation? Was wollen Sie denn aus dem ‚Weibe' machen, wie Sie es nennen? Sie würden es wohl hübsch finden, wenn meine Schwestern und ich Telegraphistinnen würden oder Medizin studirten wie die Russinnen und Amerikanerinnen, von denen man im Tageblatt liest, daß sie sich zuweilen in nihilistische Verschwörungen einlassen und Polizeibeamte totschießen?"

„Diese Damen, von denen Sie so leichthin sprechen," sagte er trocken, „haben zum wenigsten, selbst wenn sie irren und fehlen, den göttlichen Funken in ihrer Seele verspürt, der sie über die Trivialität gewöhnlichen weiblichen Daseins hinausführte."

Er ward mehr und mehr verstimmt durch das spöttische Wesen der jungen Dame, die sich ihm nun doch in ihrer Geringschätzung idealer Bestrebungen als echte Aristokratin zeigte und unter ihrem wunderlieblichen Aeußern einen kalten, egoistischen Sinn verbarg. Als er daher jetzt den General in einiger Entfernung mit Olga am Arm herankommen sah, verließ er Eva und ging ihm entgegen. Der General forderte ihn auf, mit ins Haus zu kommen und bei einem Glase Bier eine Cigarre zu rauchen. Im Salon waren die

Lampen angezündet, und die jungen Mädchen sollten ihre Kunst am Pianino zeigen. In herkömmlicher Weise erklärten Klara und Olga, daß sie nichts könnten, und sträubten sich so lange, bis der General mit einem Machtwort dazwischen fuhr. Er habe so viel Geld für Klavierstunden bezahlt, erklärte er, daß er die Früchte derselben zu sehen verlange. Da setzte sich Olga hin und ließ die „Klosterglocken", sowie das „Gebet der Jungfrau" ertönen, was ihr auch ziemlich gut gelang, bis auf die Handvoll Noten, welche, wie üblich, unter den Tisch fielen. Hierauf spielten Klara und Olga gemeinsam eine Sonate von Mozart mit vier „linken Händen", wie der General sich mit spöttischem Lächeln ausdrückte.

Edgar ließ die Töne ziemlich teilnahmslos an sein Ohr schlagen. Er beobachtete Eva, von der er wußte, daß sie nicht allein am besten von den Schwestern spielte, sondern auch eine recht gute Altstimme besaß. Eva saß entfernt vom Licht am Fenster und blickte zum Nachthimmel hinauf.

Gegen das Ende der Sonate näherte er sich ihr und bat sie in leisem Ton, während der Klang des Instrumentes seine Worte für die übrigen unhörbar machte, doch eines von den Schumannschen Liedern zum besten zu geben, welche er so gern höre.

„Ich bin heute nicht bei Stimme," entgegnete sie kurz.

„Aber Sie sind doch nicht heiser, gnädiges Fräulein. Ihre Stimme klingt so rein und klar wie nur jemals."

„Hat das Weib nicht eine höhere Aufgabe als Singen und Spielen?“ fragte sie mit abgewandtem Gesicht. „Ich fürchte, damit in die Trivialität weiblicher Existenz zu fallen.“

„Ich verstehe Sie,“ sagte er kalt. „Sie wollen nicht singen, weil Sie mir meine Aeußerungen übelgenommen haben. Ich kann aber nur sagen, daß Sie mich entschieden mißverstehen.“

„Es ist möglich, daß Sie mir zu hoch oder zu tief sind.“

„Und Sie wollen also nicht singen?“

„Nein, ich will nicht.“

„Dann entschuldigen Sie, daß ich Sie mit meiner Bitte belästigt habe.“

Er trat in tiefer Verstimmung zurück, und als jetzt die jungen Mädchen den Schlußaccord gespielt hatten und vom Klavier aufstanden, blickte er auf die Uhr, nahm seinen Hut und empfahl sich.

Der General drückte ihm freundschaftlich die Hand und sprach die Hoffnung aus, ihn recht bald wieder bei sich zu sehen, auch die Frau Generalin zeigte sich recht gnädig beim Abschied, und nur von Eva erhielt er eine kühle Begrüßung. Indem er sich selbst Vorwürfe darüber machte, daß er wieder einmal so ungeschickt gesprochen und seine tiefste Herzensmeinung dort geoffenbart habe, wo sie doch kein Verständnis finden könne, schritt er langsam die Treppe hinab und hatte eben die Straße erreicht, als der Klang des

Pianinos von neuem an sein Ohr schlug. Er blieb stehen und lauschte. Da drang in vollen Tönen, die er um so deutlicher vernehmen konnte, als ein Fenster des Salons nach der Straße zu offen stand, Evas Stimme an sein Ohr. Sie sang eines der Lieder, welche er am liebsten hörte: „Die Lotosblume ängstigt sich vor der Sonne Pracht". Er blieb stehen, bis der letzte Ton verklungen war.

„Sie ist ein Kind, ein thörichtes Kind!" sagte er sich kopfschüttelnd. „Ich bin zu tadeln, daß ich ernsthaft mit ihr sprach. Es war lächerlich, mit ihr von solchen Dingen zu reden. Aber wie gefährlich müßte sie für einen Mann werden, der einem idealen Ziele nachginge, ohne die innere Kraft, den Reizen dieses entzückenden Wesens Widerstand zu leisten."

Viertes Kapitel.

Eva hatte gehofft, Herr Schubert werde durch ihr Benehmen gehörig gestraft sein, und es war ihr eine Art von süßem Rachegefühl gewesen, sich ihn vorzustellen, wie er tief gekränkt davongegangen sei. In die Entrüstung ihres verwundeten Gemütes hatte sich bei diesem Gedanken ein tröstlicher Balsamtropfen gemischt. Denn sie war wirklich entrüstet gewesen. Er hatte wieder in derselben Weise gesprochen wie schon einmal, als sie ihn nicht recht verstanden hatte, nur hatte er sich diesesmal noch schärfer ausgedrückt. Wieder war er mit seinem göttlichen Funken gekommen, dessen Natur sie sich nur sehr unklar vorstellen konnte, und dann hatte er sogar vom Weibe geredet, was ihr so sehr ordinär vorgekommen war. Jene entsetzlichen Frauenzimmer, von denen sie stets nur mit der Empfindung gelesen hatte, daß sie eigentlich gar nichts mit ihrem Geschlecht zu thun hätten, außerhalb aller Sympathie stünden und als häßliche Kuriosa betrachtet werden

müßten, jene sollten den göttlichen Funken haben, und sie selbst, Eva von Birkhausen, zu der Menge gehören, die in der Trivialität weiblichen Daseins versumpfte!

Doch nur kurze Zeit hatte Eva sich dem Genuß der Rache hinzugeben vermocht. Während sie ihr Lied mit dem Bewußtsein hinausschmetterte, Herr Schubert müsse es hören und sich gekränkt fühlen, gab ihr die Grausamkeit eine erhöhte Befähigung, so daß sie leidenschaftlicher und schöner sang als sonst. Aber nachher, als sie sich dachte, er sei nun fort und sie sei allein mit ihrer Rache, wurde sie schwermütig. Sie fing an, zu zweifeln, ob er sich auch wirklich genügend gestraft fühle. Vielleicht setzte er sich über das Gefühl der Kränkung weg, vielleicht empfand er keine Reue. Er war ein so merkwürdiger Mensch! Er hatte so geringschätzig von der modernen Dame gesprochen, daß es billig zu bezweifeln war, ob er sich wirklich aus Evas Zorn viel machen werde. Wenn er sie nun ganz einfach für ein unverständiges, eigensinniges Wesen hielt? Er war so unerschütterlich, er erschien ihr so erhaben in seiner Weltverachtung.

Sie konnte nicht umhin, seine Worte immer wieder zu überlegen, und es fiel ihr nachträglich allerhand ein, was sie ihm hätte erwidern können, um ihn zu schlagen und ihm so recht klar zu beweisen, wie verkehrt seine Ansichten seien. Und hierüber wurde sie so nachdenklich, daß es ihren Schwestern auffiel.



— „Jetzt hast Du nun seit einer Viertelstunde auf das Ahnenbild gestiert. Hast Du etwas Neues an dem alten Herrn entdeckt?“ (S. 81.)

„Was hast Du nur?" fragte Klara sie am folgenden Tag. „Jetzt hast Du nun seit einer Viertelstunde auf das Ahnenbild gestiert. Hast Du etwas Neues an dem alten Herrn entdeckt?"

„Ich habe an den Schnitt für mein neues Winterkleid gedacht. Morgen kommt doch die Schneiderin. Du denkst freilich erst im letzten Augenblick an das Notwendige."

„Das machst Du mir nicht weis, Eva. Als ob Du nicht genau wüßtest, wie Du es gemacht haben willst! Ich wollte, ich hätte die Schnitte so genau im Kopfe wie Du. Ueber den Schnitt nachgedacht! Ich weiß es besser, was Du gedacht hast."

„Wenn Du es weißt, brauchst Du doch nicht zu fragen."

„Weshalb warst Du denn so unartig gegen Herrn Schubert? Ich habe es recht gut gemerkt. Er hatte Dich gebeten, zu singen, und da wolltest Du nicht. Und als er weg ging, sangst Du."

„Du hast wohl im Hinterkopf Augen."

„Siehst Du, da hast Du Dich verraten."

„Wieso verraten?"

„Wenn es nicht so wäre, wie ich gesagt habe, könntest Du doch nicht wissen, welchen Augenblick ich meinte."

„Ich finde es unausstehlich, wenn eine jüngere Schwester die ältere bevormunden will. Was Du Dir

nur einbildest! Herr Schubert wird viel darnach fragen, ob ich singe oder nicht singe!"

„Wenn Du das dächtest, hättest Du nicht kokettirt."

„Ich kokettirt?"

„Es gibt verschiedene Manieren darin. Du hast ihn ärgern wollen."

„Ich bitte Dich, Klara, sprich doch in Deinem Alter nicht solche Dinge! Man sollte wirklich meinen, Du verständest etwas vom Kokettiren, was doch glücklicherweise nicht der Fall ist."

Klara wollte die Ueberlegenheit, zu welcher sich Eva durch ihr zwei Jahre höheres Lebensalter berechtigt glaubte, nicht anerkennen. Sie dachte, selbst schon vom Kokettiren eine genügende Kenntnis zu besitzen, aber das Gespräch der Schwestern ward durch das Erscheinen des Briefträgers unterbrochen, der in dem Einerlei der Neustädter Existenz stets eine angenehm aufregende Erscheinung war. Er brachte einen Brief aus Berlin von der Hand Ottos, des ältesten Bruders, welcher zur Akademie kommandirt war. Der Lieutenant schrieb, daß er schon am folgenden Tag kommen werde. Die Familie hatte darauf gerechnet, daß er sie besuchen würde, nur sollte sein Urlaub erst später beginnen, und dieser Brief war eine Ueberraschung. Es ward im weiblichen Familienrate beschlossen, die Schneiderin abzubestellen, damit die Freude über den Besuch nicht durch eine so ernste Angelegenheit und wichtige Arbeit gestört werde, und dann ging

die ganze Familie zur bestimmten Stunde auf den Bahnhof, um Otto würdig zu empfangen.

Der Bahnhof in Neustadt war ein beliebter Besuchsort, amüsant dadurch, daß er in gewissem Sinn den Verbindungspunkt zwischen Neustadt und der großen Welt bildete. Hier waren die Honoratioren zu sehen, wenn sie abreisten und ankamen, und man konnte über deren Anzüge, Gepäck und Reiseziele glossiren. Außerdem kannte der echte Neustädter jeden Wagen, jedes Pferd und jeden Dienstmann, die sich auf dem Platze zeigten. Birkhausens waren zwar noch keine echten Neustädter geworden; sie lebten noch nicht lange genug am Ort, um in alle seine Feinheiten eingedrungen zu sein. Gleichwohl fiel ihnen ein Wagen, der seitwärts der Droschken hielt, als ungewöhnlich auf. Es war ein viersitziger Break von elegantem Bau, vor dem die beiden Pferde sich so ungeduldig zeigten, daß der Kutscher sie nicht lange auf demselben Fleck halten konnte. Er ließ die schnaubenden Füchse von Zeit zu Zeit im Kreise auf dem Platz herumgehen, wobei die schimmernde Haut der edlen Tiere, der glänzende Beschlag ihres Geschirres und die goldenen Knöpfe seiner eigenen Livree den Neustädtern hell in die Augen schienen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Der General näherte sich dem Wagen, als dieser wieder hielt, und fragte den Kutscher nach dem Besitzer.

„Graf von Brenkenheim!“ entgegnete der Kutscher,

und zugleich trat ein Diener heran, welcher dieselbe Livree, Braun mit Gold, und die Grafenkrone auf den Knöpfen trug, und fügte, indem er höflich den Hut abnahm, hinzu, daß der Wagen den Herrn Grafen erwarte, der mit dem nächsten Zuge kommen werde. Obwohl beide Diener sich dem Neustädter Publikum gegenüber mit einer würdevollen Zurückhaltung benahmen, merkten sie doch als gediente Soldaten an dem Auftreten des Generals den ehemaligen hohen Offizier.

„Graf von Brenkenheim!“ rief die Generalin aus, als sie den Namen hörte. „Ich erinnere mich, die Herrschaft Brenkenheim liegt etwa zwei Stunden von hier.“

„Ganz bekannter Name in der Armee,“ bemerkte der General. „Der alte Graf war ein ausgezeichneter Kavallerist, starb vor etwa vier Jahren. Ich habe ihn gekannt, habe ihn oft gesehen. Er nahm als Generallieutenant den Abschied. Sein Sohn steht in Potsdam, wenn ich nicht irre, — bei der Garde du Corps.“

Die Familie begab sich auf den Perron, wo sie verschiedentliche Grüße mit Bekannten austauschte und einige Lieutenants von den in Neustadt garnisonirenden Dragonern die Gelegenheit benützten, den jungen Mädchen und insbesondere der schönen Eva pflichtgemäß den Hof zu machen, während andere, weniger bevorzugte Herren neidisch zusahen. Dann brauste der

erwartete Zug heran, und das Coupé, in welchem Otto saß, ward bald entdeckt, da Ottos rotgestreifte Mütze und roter Uniformkragen aus dem Fenster hervorleuchteten. Er sprang behend heraus, ein hübscher, schlanker, junger Offizier, und küßte unter Lachen und Scherzen der Reihe nach Mutter und Schwestern. Währenddessen war aber noch ein anderer Offizier hinter ihm ausgestiegen und sah der Begrüßung zu. Er war eine Erscheinung, welche schon der Uniform wegen nicht übersehen werden konnte. Es war die Uniform eines der vornehmsten Regimenter der Armee, und unwillkürlich bildete die Familie des Generals, indem die Damen nach der weißen Mütze blickten, einen Halbkreis, in dessen Mitte der unbekannte Lieutenant stand, — unbekannt, da sein Name noch nicht laut genannt worden war, obwohl ein bestimmtes Gefühl und eine naheliegende Kombination erraten ließen, wer er sei.

„Herr Graf von Brenkenheim!“ sagte Otto jetzt in der ersten Pause nach den Umarmungen, indem er den Lieutenant der Garde du Corps vorstellte.

Der Graf grüßte sehr verbindlich, und es entspann sich ein Gespräch, das sich auf den üblichen Gemeinplätzen bewegte, während die Gruppe auf dem Perron gleichsam einen Felsen bildete, an dessen vornehmer Unnahbarkeit sich die Flut der Passagiere brach. Selbst die groben Unterbeamten aus der Gepäckexpedition, welche sonst mit einem rauhen „Vorsicht!“

ihre gelben Karren einherzufahren und das Volk rücksichtslos zu teilen gewohnt waren, machten aus Rücksicht auf diese Gruppe einen Umweg.

Das Wesen der Frau Generalin hatte sich seit dem Augenblick, wo sie den jungen Grafen entdeckte, in bemerkenswerter Weise verändert. Ihre Miene und Haltung zeigten für gewöhnlich eine Würde, welche mit einer gelinden Dosis Unzufriedenheit versetzt war. Die zurückhaltende, beobachtende Ruhe, womit sie ihrem Nächsten in Neustadt gegenüberzutreten pflegte, hatte einen Beigeschmack von Geringschätzung, als ob sie sagen wollte, sie wisse ja schon, daß sie keine großen Ansprüche an das Publikum erheben dürfe und schwerlich jemand finden werde, der es wert sei, von ihr gekannt zu sein. Aber wie sie jetzt neben dem Lieutenant von der Garde du Corps stand, der sich mit ihrem Mann über seinen seligen Vater unterhielt, und wie sie gelegentlich ihre Bemerkungen einflocht, erschien sie wie ausgetauscht. Ihre sonst etwas herabhängenden Mundwinkel hatten sich emporgezogen, ihre sonst etwas kalt und müde blickenden Augen strahlten, und das freundlichste Lächeln erhellte ihr Gesicht, während ihre Figur selbst eine gewisse Geschmeidigkeit erhalten hatte und gleichsam zu tiefen Knixen vorbereitet dastand.

Graf Brenkenheim hatte seine Cigarre weggeworfen, als er den Damen vorgestellt wurde, und unterhielt sich äußerlich mit dem General und dessen Gemahlin,

hatte zwischen den Eltern hindurch jedoch seine Augen auf Eva gerichtet, die er mit augenscheinlicher Bewunderung betrachtete, und war innerlich offenbar mehr mit ihr beschäftigt als mit der Erinnerung an den alten Grafen, seinen Vater, von dem der General redete. Er gab nur zerstreute Antworten, und eine Frage der Generalin nach dem Befinden seiner Frau Mutter schien er ganz zu überhören, denn er redete unmittelbar darauf Eva an.

„Gefallen sich hier gut, gnädiges Fräulein?" fragte er. „Viel getanzt letzten Winter?"

„Ich habe hier noch keinen Fuß zum Tanz bewegt," antwortete sie. „Wir sind erst seit dem Frühjahr hier."

„Merkwürdiges Nest, Neustadt," fuhr er fort. „Kenne es von früher her. Leute gehen mit den Hühnern zu Bett. Begreife gar nicht, wie Kameraden es hier aushalten!"

„O, es ist doch eine sehr freundliche, hübsche Stadt, Herr Graf. Sie kennen sie wohl nicht genau, da Sie doch entfernt wohnen."

„Kenne sie genau genug, will sie gar nicht näher kennen lernen. Leute gucken sich einer dem andern in den Kochtopf und führen einer über den andern Conduitenliste, klatschen an einem Tage mehr als Berlin in einer Woche. Ganz natürlich, langweilen sich. Männer rauchen lange Pfeifen, Mädchen beißen sich die Nägel ab."

Eva hörte diese Aeußerungen nicht ohne Vergnügen an, da sie wieder an die lustige Zeit erinnert wurde, wo die Lieutenants von ihres Vaters Regiment sie umschwärmt hatten. Sie lächelte. Aber es entging ihr auch nicht, daß etwas Geringschätziges in des Grafen Bemerkungen lag, und sie antwortete:

„Das ist ein schönes Kompliment für uns, Herr Graf, da wir doch auch Neustädter sind."

„O, gnädiges Fräulein reden nur im Scherz," sagte der Graf. „Betrachte Sie nicht als Neustädterin. Haben sich für eine Zeit zur Probe niedergelassen, wollen sehen, wie Ihnen die Einsamkeit bekommt. Herr General haben sich kolossal angestrengt im Dienst und wollen wieder Atem schöpfen. Aber werden es nicht lange hier aushalten."

Inzwischen war der Zug weiter gefahren, der Perron hatte sich geleert, und die Gruppe der Generalsfamilie stand beinahe allein noch da. Der stattliche Diener in Braun und Gold hatte sich des Handgepäcks seines Herrn bemächtigt und wartete, drei Schritte entfernt, auf dessen Befehle. Aber der Graf machte noch keine Anstalt, zu gehen. Er wiegte sich auf den Absätzen, drehte den kleinen blonden Schnurrbart und betrachtete Eva mit unverhohlener Bewunderung.

„Sind Sie auch zur Kriegsakademie kommandirt, Herr Graf?" fragte die Frau Generalin mit ihrem huldvollsten Gesicht.

„Keine Spur, meine Gnädigste," antwortete er.

„Bin viel zu dumm! Habe nichts gelernt, nie was lernen können. Kriegsakademie ist für die gescheiten Leute wie Ihren Herrn Sohn, die nachher mit karmoisinvergnügten Hosen herumstolziren und auf das gemeine Kriegsvolk heruntersehen. Ich bringe es nie weiter als bis zum Rittmeister, dann werde ich abgegangen und verbringe den Rest meiner Tage als Krautjunker."

„Es muß sich schon recht hübsch als Krautjunker leben lassen, wenn man die Herrschaft Brenkenheim besitzt," sagte die Frau Generalin mit einem leichten Seufzer. „Mit dem Generalstabe ist es doch recht ungewiß. Es kommen so wenige von den jungen Herren dazu, die auf Kriegsakademie gewesen sind."

„Keine Sorge, gnädigste Frau. Ihr Herr Sohn wird schon Carrière machen. Moltke hält große Stücke auf ihn, hat erklärt, sähe dem nächsten Kriege mit Zuversicht entgegen; wenn er selbst nicht mehr wäre, würde doch Kamerad von Birkhausen noch sein."

Der Scherz wurde mit beifälligem Lachen aufgenommen.

„Aber was stehen wir hier in der Sonne?" warf der Lieutenant von Birkhausen ein. „Wollen wir nicht in den Schatten gehen?"

„Sehen Sie, gnädigste Frau? Strategisches Genie!" sagte der Graf. „Berücksichtigt den Einfluß der Witterung. Aber erinnern mich daran, Herr Kamerad, daß ich abfahren muß. Habe gnädigste Herrschaften schon aufgehalten und erbitte demütigst Pardon!"

„O, das hat nichts zu sagen!“ bemerkte die Frau Generalin. „Es ist so angenehm, einmal etwas aus der großen Welt zu hören. Es ist hier im Ort wirklich recht einsam. Wie lange haben Sie denn noch zu fahren, Herr Graf?“

„Neun Kilometer in der Luftlinie, gnädigste Frau. Denke in drei Viertelstunden zu Hause zu sein. — Was für Pferde haben Sie mitgebracht, Friedrich?“

„Die Graditzer Füchse, zu Befehl, Herr Graf,“ antwortete der Diener.

„Wir haben diese herrlichen Tiere vorhin bewundert,“ sagte die Frau Generalin. „Welch eine Lust muß es sein, mit einem solchen Gespann bei dem prachtvollen Wetter über das Land hin zu fliegen!“

„Etwas zu heiß, gnädigste Frau! Möchte, offen gestanden, noch nicht gleich weiter fliegen. Strapazante Fahrt im heißen Coupé, und dann gleich wieder das Gerappel über die Landstraße.“

Der Graf warf, indem er so sprach, einen Blick auf Eva, welchen die Frau Generalin verständnisvoll auffing und sich in der Weise übersetzte, daß der Graf gern noch bleiben würde, wenn er eine Gelegenheit und einen passenden Vorwand dazu finden könnte.

„Allerdings ist es sehr warm,“ sagte sie, „und die Fahrt muß recht angreifend sein. Aber Ihre Frau Mama wird Sie wohl sehnsüchtig erwarten, Herr Graf. Ich kann es mir vorstellen, mit welcher Begierde eine

Mutter den Augenblick erwartet, ihren teuren Sohn nach langer Trennung in die Arme zu schließen."

„Sehnsucht und Begierde werden nicht so sehr groß sein," entgegnete der Graf. „Haben uns vor vier Wochen in Potsdam gesehen und zum Abschied gezankt."

„Gezankt, Herr Graf?" fragte die Frau Generalin mit einem Lächeln, welches deutlich sagte, daß ein Zank zwischen so vornehmen Leuten, wie die Gräfin Brenkenheim und ihr Sohn waren, gewiß immer noch erbaulicher sein müsse als Harmonie zwischen gewöhnlichen Sterblichen.

„Kleine Meinungsdifferenz, gnädigste Frau, wissen Sie. Meine Mutter und ich kommen zuweilen ein bißchen an einander. Nichts Ernstliches, wissen Sie, nur was so den Verkehr lebendig erhält. Meine Mutter gibt ihr Geld lieber für die Kirche aus, ich lieber für meinen Rennstall. Jeder hat so seinen eigenen Geschmack."

„Da vermute ich, Herr Graf, daß Ihr Geschmack kostspieliger ist als der Ihrer Frau Mama," sagte Eva lachend.

„Weiß nicht!" entgegnete der Graf. „Habe letztes Jahr mehr gewonnen als verloren. Interessiren gnädiges Fräulein sich für Rennen?"

„Ich erlaube mir einen Vorschlag," warf die Frau Generalin ein. „Kommen Sie mit zu uns, Herr Graf, und nehmen Sie mit einer Tasse Kaffee fürlieb.

Währenddessen wird es kühler, und Sie fahren angenehmer nach Hause."

„Außerordentlich liebenswürdig. Habe wirklich große Lust, verlockende gütige Einladung anzunehmen," sagte der Graf vergnügt. „Wenn nicht gar zu unbescheiden —"

Er blickte den General fragend an.

„Sie werden uns ein Vergnügen machen," sagte der General, indem er die Einladung seiner Frau bestätigte.

„Sehr gütig, sehr gütig!"

Der Graf wandte sich an den Diener und erteilte ihm Anweisung wegen des Wagens. Er schärfte ihm ein, die Pferde im Stall eines bestimmten Hotels, welches er ihm nannte, unterzubringen, und wiederholte dieselbe Weisung auch noch dem Kutscher.

„Man kann gar nicht vorsichtig genug mit fremden Ställen sein," sagte er mit nachdenklicher Miene zum General, „aber ich denke, dort werden die Gäule sicher stehen. Der Wirt kennt mich, und ich habe schon öfters meine Tiere in seinem Stall gehabt."

Dann ging die Gesellschaft der Wohnung des Generals zu, und der Graf hielt sich an Evas Seite, indem er sie mit einer näheren Darlegung seiner Erfolge auf den Rennplätzen unterhielt. Die Frau Generalin hatte so geschickt operirt, daß er ganz notwendigerweise mit Eva gehen mußte. Sie folgte dem Zuge der jungen Leute am Arm ihres Mannes, ohne ein Wort zu sprechen. Ihre Gedanken hatten einen

Flug in das Land stolzer Luftschlösser genommen. Sie malte es sich aus, wie wunderbar schön es sein würde, wenn der Graf ein ernstliches Interesse an Eva nehmen wollte. Doch freilich waren solche Hoffnungen wohl nur chimärisch. Welche Partien konnte der Graf von Brenkenheim machen! Dabei ließ sie die Vorräte ihrer Speisekammer vor ihrem inneren Auge vorüberziehen. Für Kaffee war es schon etwas spät am Nachmittage, und sie sagte sich, daß junge Herren nach einer langen Eisenbahnfahrt wohl lieber etwas Herzhafteres genießen würden. Es gelang ihr auch, während die übrige Familie sich mit dem Gast in den Salon begab und Eva die Aufmerksamkeit des Grafen gefesselt hielt, in erstaunlich kurzer Zeit einen ganz annehmbaren Imbiß, von gutem Madeira begleitet, auf den Tisch zu bringen.

Der Graf hielt es für notwendig, seiner Aeußerung über die Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und seiner Mutter noch eine Erklärung nachzuschicken. Er hatte das Gefühl, in seinem Eifer unvorsichtig gesprochen zu haben.

„Wissen Sie, gnädigste Frau," sagte er, „ich bin sehr für die Kirche, ebenso sehr wie meine Mama. Jeder Edelmann muß in unserer Zeit etwas für die Kirche übrig haben. Aber ich meine, man kann ein guter Christ sein, ohne sich von einem Schwarm habgieriger Leute in schwarzen Röcken ausplündern zu lassen. Meine Mama thut ein wenig zu viel nach

dieser Richtung hin, wie ich denke. Bald ist es die Restauration einer Kirche, bald ist es die innere Mission, bald ist es die Gründung eines Asyls für Trunkenbolde oder irgend eine Besserungsanstalt. Wenn man genau wüßte, daß etwas Gutes dadurch erreicht würde, wäre das alles ja gut. Aber ich glaube nicht daran. Es ist mit den Menschen wie mit den Pferden. Es gibt edle Rassen und ordinären Schlag, und sie bleiben immer dieselben. Wenn ich einen gemeinen Gaul zehn Jahre lang in eine Besserungsanstalt für Pferde schicken wollte, käme er nachher freilich älter, aber nicht veredelt heraus. Das ist es, was ich Mama immer sage, wenn sie ihre Tausende weggibt, aber sie hört nicht darauf."

Die kleine Rede des Grafen wurde mit der aufmerksamen Ehrerbietung aufgenommen, welche den Ansichten einer so ausgezeichneten Persönlichkeit gebührte, und auch alles, was er sonst äußern mochte, fand großen Beifall, hauptsächlich bei der Frau Generalin. Es wurden Geschichten vom Hof und aus den Garnisonen Berlin und Potsdam erzählt, und die Familie des Generals fand eine große Erquickung darin, wieder einmal aus direkter Quelle etwas über die Ereignisse und Verhältnisse bei den allerhöchsten Herrschaften und im Mittelpunkt der Armeeleitung zu vernehmen. So verlief ein Stündchen in der angeregtesten Unterhaltung, als unerwarteterweise noch ein Besuch erschien. Das Dienstmädchen meldete Herrn Schubert an, und ehe

die Frau Generalin es verhindern konnte, befahl der General, ihn hereinzuführen. Dem General fiel es bei seinem geraden Charakter gar nicht ein, seine Bekanntschaft mit dem jungen Schriftsteller verleugnen zu wollen, und von den Gedanken und Plänen seiner Gattin war nichts in seine arglose Seele gedrungen.

So trat Herr Schubert denn ein, wurde dem Sohn des Hauses und dem Grafen vorgestellt und zur Teilnahme an dem Vesperbrot eingeladen. Er ward nicht sehr angenehm dadurch überrascht, daß er schon Besuch vorfand, und er fühlte schon in der ersten Minute, daß heute ein ungewohnter Ton im Hause herrsche. Eine gewisse laute, oberflächliche Fröhlichkeit, die sich aus dem militärischen Jargon und den Modewitzen der Residenz erzeugte, schien in das Haus eingezogen zu sein und berührte ihn fremdartig. Andererseits wirkte auch seine Erscheinung störend auf die Unterhaltung der Anwesenden. Die Lieutenants fühlten instinktiv, daß dies ein Mann von ganz anderer Art sei, und obwohl sie sich scheinbar in ihrem Geplauder nicht stören ließen, hatten sie doch die Empfindung, nicht mehr unter sich zu sein.

Besonders lebhaft aber ward Eva durch Edgars Erscheinen berührt. Sie hatte bis jetzt der Unterhaltung des Grafen mit ziemlicher Gleichgiltigkeit zugehört. Sie merkte recht gut, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht hatte, und das schmeichelte ihr. Auch ward sie durch seine Art und Weise belustigt. Sie

fand, daß er witzig sei, und es gefiel ihrer Eitelkeit, daß ein so vornehmer Mann ihr zu liebe seine besten Seiten zu zeigen bemüht war. Aber sie ward doch nicht lebhaft durch ihn interessirt, und es entging ihrem weiblichen Scharfblick nicht, daß der innere Wert des Grafen seinem glänzenden Aeußern nicht gleichkam. Er war ein sehr gut aussehender Mann, von großer, kräftiger Gestalt, die durch körperliche Uebungen Geschmeidigkeit erlangt hatte. Seine hellblauen Augen und sein kleiner blonder Schnurrbart standen ihm gut zu der gebräunten Gesichtsfarbe. Seine Züge hatten wenig Geistiges, eigentlich auch nichts Aristokratisches, dagegen war etwas zu viel vom sinnlichen Menschen an ihm. Hätte er anstatt der Uniform einen andern Anzug getragen, so hätte man ihn für einen Stallmeister, einen Bereiter, einen Landwirt halten können.

Das fiel Eva ganz besonders auf, wenn sie den Grafen mit Edgar verglich. Die beiden Männer bildeten einen schroffen Gegensatz. Edgars Wesen schien geradezu Geist auszustrahlen, im Vergleich mit dem Eindruck, den die Persönlichkeit des Grafen machte. Und Eva ward aufgeregt von dieser Wahrnehmung. Es war, als ob sich ein Dämon ihrer bemächtige und ihr zuflüstere, daß sie jetzt ihre Rache an dem Mann nehmen könne, der sie so tief gekränkt und immer vernachlässigt habe. Ihr Wesen verwandelte sich, ihre dunklen Augen belebten sich, und während sie an Edgar dachte und mit feinem Ohr auf seine Worte

lauschte, mit verstohlenem Seitenblick seine Miene überwachte, gab sie sich scheinbar ganz der Unterhaltung mit dem Grafen hin und regte ihn durch ihr Lächeln zu verstärktem Courmachen an. Es war ihr ein Genuß, mit dem Grafen zu kokettiren und Edgar zu zeigen, welche Huldigungen ihr ein so vornehmer Herr darbringe. So teilte sich die Unterhaltung, die bis jetzt allgemein gewesen war. Edgar sprach zumeist mit dem General, Otto, der Lieutenant, vorwiegend mit seiner Mutter, und Eva war ganz in lebhaftes Zwiegespräch mit dem Grafen versenkt, der mit großem Vergnügen wahrnahm, welche Anziehungskraft er auf dies wunderschöne Mädchen ausübe. Er bemerkte eine Unterhaltungsgabe und einen Witz an sich, den er sich kaum zugetraut hatte, und fand, daß Eva das reizendste Geschöpf sei, das er in seinem Leben gesehen habe. Er gratulirte sich zu seinem guten Glück, sie getroffen zu haben, und zu seiner Geistesgegenwart, den Augenblick und die Gelegenheit benützt zu haben und in Neustadt geblieben zu sein.

Edgar ward indessen still und traurig. Er bemühte sich, Interesse an dem Gespräch mit dem General zu nehmen, aber er konnte sich nicht enthalten, in die Ecke neben dem Pianino zu blicken, wo Eva mit lächelnder Miene, nachlässig in den Sessel hingegossen, so ganz versunken in ihr Gespräch mit jenem Manne zu sein schien, der ihm beim ersten Anblick so sehr

mißfallen hatte. Er konnte einige Bruchstücke aus diesem Gespräch erhaschen, und er vernahm, daß der Graf Geschichten von seinen Pferden und von Wettrennen erzählte. War es nur möglich, daß dies Gegenstände waren, die Eva entzückten? O, er hatte es ja von Anfang an gefühlt, daß dieses Haus nicht für ihn taugte! Welch ein Jammer, daß dies schöne Mädchen ohne Seele war, nichts mehr als ein Blendwerk, das die Natur in einer Laune geschaffen hatte, um derjenigen zu spotten, welche der Meinung des Aristoteles folgten, daß die körperliche Erscheinung der Ausdruck der innewohnenden Seele sei. Wie gut, daß er sich von Anfang an gehütet hatte, sein Herz an diese Sirene, dies berückende Wesen mit den sprechenden Augen und dem stummen Herzen zu verlieren. Dieser war der rechte Mann für sie, dieser mit dem schönen Titel und der schönen Uniform; er paßte für das eitle Kind der Welt.

Jetzt erhob sie sich. Der Graf schien sie um etwas gebeten zu haben. Sie öffnete das Pianino. Ah, sie wollte für ihn singen, für den Mann, den sie heute zum erstenmal in ihrem Leben gesehen hatte, wollte sie es thun. Es bedurfte von seiner Seite nur eines Wortes. Freilich war er ein Graf und ein Offizier der Garde du Corps.

Die Unterhaltung schwieg. Klara, welche darauf eingeübt war, die ältere Schwester zu begleiten, präludirte, und dann brach, mit voller Leidenschaft

gesungen, das Lied von Evas Lippen: „Auf Flügeln des Gesanges, Herzliebchen, trag' ich dich fort.“ Wie herrlich diese Stimme war, und wie wunderbar das Mädchen gerade heute sang! Die Frau Generalin war entzückt. Sie kannte Eva kaum wieder. Wie verändert sie war! So hatte sie doch einen guten Verstand und begriff, was auf dem Spiel stand. Der Graf war zuerst, nachdem sie geendigt hatte, ganz stumm, dann erging er sich in den höchsten Beifallsäußerungen. Es war nicht bloße Höflichkeit bei ihm, er war wirklich überrascht und erstaunt. Er hatte viel guten Gesang gehört, und er sagte sich, daß dies den Leistungen auf der königlichen Bühne, wenn auch nicht an Kunst, so doch an natürlichen Mitteln an die Seite zu stellen sei und sie an Ausdruck übertreffe. Er irrte sich darin, denn er verstand wenig von Musik, aber es konnte zu seiner Entschuldigung dienen, daß er verliebt war. Eva hatte es ihm angethan, die Stunden, welche er in ihrer Gesellschaft verbracht hatte, waren ihm wie Minuten dahingegangen, und er sagte sich, sie sei das schönste Wesen, das er kenne, und sie würde es wert sein, Gräfin von Brenkenheim zu werden.

Edgar war aufgestanden. Ein schmerzliches Gefühl durchzuckte seine Brust. Er begann zu fürchten, daß er sich über sich selbst getäuscht habe, daß er nicht so unerschütterlich sei, wie er bis jetzt gehofft hatte, zu sein. Das Benehmen Evas hatte die trügerische

Sicherheit zerstört, worin er sich gewiegt hatte. Er wollte es nicht länger mehr mit ansehen. Er konnte es nicht mehr mit ansehen, wie sie, mit ihrem strahlenden Gesicht dem Offizier zugewendet, diesem gleichsam ihre Seele im Gesang öffnete und sich ihm in koketter Liebenswürdigkeit hingab.

Als er sich empfahl und auch vor Eva hintrat und ihr seine Verbeugung machte, schoß ein flammender Blitz aus seinen Augen auf sie hinüber, der sie durchschauerte. Welche Qual, welcher Zorn lag in diesem Blick!

Auch der Graf bemerkte diesen Blick und ward eigentümlich dadurch berührt. Schon vorher war es ihm nicht entgangen, daß der junge Herr von seinem Platz neben dem General aus und während er sich mit dem alten Herrn zu unterhalten schien, so oft herübergesehen hatte. Er fragte sich, welch ein besonderes Verhältnis doch zwischen den beiden stattfinden möge, und dieser Gedanke störte ihn in seinen schwärmerischen Gefühlen.

„Wer ist dieser Herr Schubert?“ fragte er Eva, als Edgar sich entfernt hatte.

„Er ist Schriftsteller,“ sagte Eva kalt und ruhig. Die Wogen ihres Innern legten sich, als sie Edgar nicht mehr in ihrer Nähe fühlte, und es war ihr so, als kehre die graue Nüchternheit des Lebens wieder. Nur ein Gefühl des Triumphs, obgleich dies jetzt bereits mit Schmerz gemischt war, blieb brennend in ihrem Herzen zurück.

„Schriftsteller?“ fragte der Graf. „Also vermutlich ein Demokrat.“

„Er ist ein Freund unseres Hauses und von Papa selbst bei uns eingeführt,“ entgegnete Eva mit stolzem, abweisendem Ton.

„Entschuldigen gnädiges Fräulein. Zweifle durchaus nicht an der hohen Würdigkeit dieses Herrn. Meine nur, daß Schriftsteller doch nun einmal Leute von verfehltem Beruf sind, und die sind allemal Demokraten. Hoffe nichts Anstößiges gesagt zu haben.“

„Ich erlaube mir kein Urteil über Herrn Schuberts politische Ansichten, er ist mit Papa befreundet,“ versetzte sie mit derselben Kälte.

Der Graf schwieg. „Die Sache ist nicht ganz rein,“ sagte er sich. „Ich muß die Alte darüber ausholen.“

Die Frau Generalin, welche der Graf bei sich mit einem so wenig ehrerbietigen Ausdruck bezeichnet hatte, mischte sich jetzt in das Gespräch und kam der Absicht des Grafen entgegen. Sie war eine aufmerksame Beobachterin aller Vorgänge geblieben und hatte bemerkt, daß der Graf sich nach Edgar erkundigte.

„Sie wundern sich gewiß über unsern Verkehr mit einem Schriftsteller, Herr Graf,“ sagte sie. „Aber Herr Schubert ist ein sehr anständiger junger Mann, ein Gelehrter, den mein Mann bei der Aufzeichnung seiner militärischen Erinnerungen benützt. Ein harmloser junger Mensch, der vom Ertrage seiner Feder lebt.“

„Er sieht mir gar nicht so harmlos aus," entgegnete der Graf. „Ein sehr gut gewachsener junger Mann. Wundere mich, daß solche Leute herumgehen und Tinte verschmieren, anstatt bei der Truppe zu dienen. Habe nun einmal ein Vorurteil gegen die Ritter von der Feder, meine, daß sie das nur treiben, weil sie Besseres nicht haben können. Aber deprecire unterthänigst, da dieser Herr Hausfreund bei Ihnen."

Der Graf fügte diesen letzten Satz hinzu, weil er Evas Augen auf sich ruhen sah. Diese dunklen Sterne blitzten so gebieterisch, daß er den Mut verlor, seiner augenblicklichen üblen Laune fernerhin freien Lauf zu lassen.

„Du solltest noch etwas singen, Eva," sagte die Frau Generalin. „Was lieben Sie vorzüglich, Herr Graf? Meine Tochter hat ein ziemlich reichhaltiges Repertoire. Singe doch einmal: ‚Ich grolle nicht!'"

„Das ist ein Lied, das sich besser für Männerstimme eignet," antwortete Eva. „Ich dächte, Olga und Klara könnten zur Abwechslung ihre Kunst zeigen. Lieben Sie Mozartsche Sonaten vierhändig, Herr Graf?"

„Ja, wissen Sie, gnädiges Fräulein, ich schwärme für Musik, aber ganz besonders, wenn Sie singen. Geben Sie noch ein kleines Lied zum Abschied, denn es wird nun Zeit für mich. Habe schon zu lange gütige Nachsicht in Anspruch genommen."

„O Herr Graf, wir bitten!“ rief die Frau Generalin und erschöpfte sich in Beteuerungen ihrer Freude über den angenehmen Besuch, während Eva in ihren Noten blätterte und dann das Lied anstimmte: „Er, der Herrlichste von allen“. Sie stand hinter Klaras Stuhl und wandte ihr Gesicht halb dem Grafen zu. Sie fühlte, daß er aus seiner ersten Begeisterung aufgerüttelt und ein wenig abgekühlt war. Sie wollte den Eindruck wieder verwischen, den ihre abweisenden Worte auf ihn gemacht hatten. Es war ihr ein angenehmes Gefühl, ihn zu entzücken und als ihren Sklaven zu sehen, während sie ihn doch gleichsam auf dem Altar opferte, den sie in ihrem Herzen für Edgar errichtet hatte. So ließ sie denn einigemale in tadelnswerter Gefallsucht ihre dunkel leuchtenden Augen über sein Gesicht hinstreifen, gleich als ob es möglich sei, daß er selbst der Herrlichste wäre, dem die schwärmerischen Worte gälten, während sie doch in Wahrheit mit banger Freude an den Sieg dachte, den sie heute über Edgars Unempfindlichkeit errungen hatte.

Und der Erfolg ihres Gesanges blieb nicht aus. Der Graf geriet wieder in Feuer und vergaß seine Zweifel. Er ward völlig hingerissen und schwur bei sich, er wolle die heute angeknüpfte Bekanntschaft nicht wieder fallen lassen.

„Sie müssen zu uns kommen, gnädigste Frau,“ sagte er zur Generalin, nachdem er Eva den Tribut seiner Bewunderung dargebracht hatte. „Meine Mama

wird sich kolossal freuen, Sie kennen zu lernen. Bitte, kommen Sie herüber. Ich werde Ihnen den Landauer schicken. In einer Stunde sind Sie drüben. Es ist ja keine Reise."

„Wir haben gar keine Besuche in der Nachbarschaft gemacht," entgegnete die Generalin mit angenommener Gleichgiltigkeit, obwohl sie innerlich vor Freude bebte. „Ich weiß nicht, wie mein Mann darüber denkt. Wir leben so ganz zurückgezogen."

„Ah, Herr General," rief der Graf, „bitte, haben Sie die Gewogenheit, meine Bitte zu unterstützen! Sind Herr General Jäger? Wir haben drüben viele Hühner. In drei Tagen geht die Jagd auf. Ich stelle meine Jagd völlig zur Verfügung."

Der General lächelte über das stürmische Anerbieten. Es wäre ihm nicht unlieb gewesen, wieder einmal mit der Flinte über Feld zu gehen. Er sah seine Gemahlin fragend an.

„Wir wissen nicht, wie Ihre Frau Mama darüber denkt," sagte diese. „Vielleicht würde unser Besuch ihr eine Störung sein."

„O, im Gegenteil, meine Gnädigste! Ich halte Sie fest, lasse Sie nicht mehr los. Sie müssen kommen. Bitte, bestimmen Sie gleich einen Tag, in der allernächsten Zeit. Sie kommen zum Mittagessen. Ich schicke den Wagen um zwei Uhr. Nach dem Essen zeige ich Ihnen den Park und was es sonst bei uns zu sehen gibt. Fahre Sie zurück, daß

Sie zu nachtschlafender Zeit bequem wieder hier sind. Bitte, versprechen Sie! Die ganze Familie muß kommen!“

Der Graf hatte diese Rede damit angefangen, daß er die Frau Generalin ansah, aber allmälich war sein Blick auf Eva abgeglitten, und als er von der ganzen Familie sprach, sagten seine Augen sehr deutlich, daß es ihm ganz allein um diese jugendliche Schönheit zu thun sei und die Familie nur schicklichkeitshalber mit in den Kauf genommen wurde.

Die Frau Generalin sah hierin ganz klar und sie befolgte ihre eigene Politik. Es schien ihr nicht rätlich zu sein, sich allzu willfährig zu zeigen.

„Lieber Graf,“ sagte sie ernsthaft, „Sie werden zuvor mit Ihrer Frau Mama hierüber sprechen, und wenn es dann der Frau Gräfin genehm ist, werden wir weiter sehen. Vorläufig danken wir nur für Ihre freundliche Absicht und vor allem für Ihren liebenswürdigen Besuch, der uns eine große Freude gewesen ist.“

„Gut!“ sagte der Graf. „Halten auf Zeremoniell: Zeremoniell soll beobachtet werden. Werde von mir hören lassen, empfehle mich vorläufig zu Gnaden.“

Er küßte der Frau Generalin die Hand, ebenso Eva, erging sich noch in Beteuerungen seines Entzückens und schritt dann, von Otto begleitet, in sehr gehobener Stimmung davon.

Die Familie von Birkhausen blieb in großer Erregung zurück. Klara und Olga eilten ans Fenster,

um den beiden Herren nachzublicken; die Frau Generalin redete mit ihrem Mann, um ihm die Bedeutung der neuen Bekanntschaft klar zu machen, und wandte sich dann nach Eva um, der sie Verhaltungsmaßregeln geben wollte.

Aber Eva war verschwunden. Sie lag in ihrem Schlafzimmer auf den Knieen, hatte den Kopf in die Kissen ihres Bettes versteckt und weinte.

Fünftes Kapitel.

Die Frau Generalin wurde nach dem Weggang des Grafen sehr lebhaft von ihren Gedanken bewegt, und sobald Otto zurückgekehrt war und berichtet hatte, daß jener mit seinen prächtigen Füchsen abgefahren sei, fragte sie ihn sorgfältig nach allem aus, was er über den Kameraden von der Garde du Corps wisse. Das war nicht viel. Otto hatte den Namen öfters nennen hören, den Grafen selbst aber erst heute auf der gemeinsamen Eisenbahnfahrt persönlich kennen gelernt. Er hatte wohl erfahren, daß der Graf von Brenkenheim zu denjenigen Kavalieren gehöre, welche sich, auf reichliche Hilfsmittel gestützt, in hervorragender Weise dem Sport und sonstigen eleganten Genüssen des Lebens widmeten, mehr wußte er aber nicht über ihn zu sagen.

Die Frau Generalin überlegte. Würde der junge Graf sein Versprechen wahr machen und würde sich ein Umgang mit seiner Mutter anknüpfen? Sie ging in Gedanken ihre Garderobe und die Anzüge ihrer

Töchter durch für den Fall, daß eine Einladung und gegenseitige Visiten stattfinden sollten. Ihre Hüte und Sommerjaquets waren nicht so beschaffen, daß besonderer Staat auf dem Schlosse von Brenkenheim damit zu machen gewesen wäre. Es war doch ein Elend, immer mit dem Geld rechnen zu müssen! Doch vielleicht war alles nur ein Gerede von dem jungen Grafen gewesen. Vielleicht gehörte er zu jener Sorte von Herren, die sich in jedes hübsche Gesicht verlieben und ebenso schnell wieder vergessen, wie sie Feuer gefangen haben. Vielleicht war die alte Gräfin auch gar nicht geneigt, den Wünschen ihres Sohnes sogleich nachzugeben. Man mußte es ruhig abwarten. Die Frau Generalin hatte im Laufe ihres Lebens schon so manche Enttäuschung erfahren, daß sie die Dinge mit einer gewissen Resignation ansah, das Beste hoffend, auf das Schlimmste gefaßt.

Aber nein, der Graf machte Ernst. Schon am folgenden Tage vor dem Mittagessen trat ein Reitknecht in der Brenkenheimschen Livree ins Haus und überbrachte ein Billet, auf dessen Umschlag stand, daß der Ueberbringer auf Antwort warte. Es war an die Frau Generalin adressirt, und sie öffnete es mit hastiger Bewegung. Der Graf schrieb, daß seine Mama ihn beauftragt habe, in ihrem Namen zu schreiben und unter angelegentlichen Empfehlungen um den gütigen Besuch der Familie von Birkhausen bitte. Sie lade zum Diner am folgenden Tage ein und werde einen Wagen schicken.

Die Frau Generalin ordnete an, daß der Reitknecht ein Glas Wein in der Küche erhalten solle, und begab sich mit dem Billet zu ihrem Mann, der an seinem Schreibtisch saß.

Der alte Herr runzelte die Stirn, als er von dem Inhalt Kenntnis erhielt.

„Eine seltsame Ueberstürzung!" sagte er. „Was ist dies für eine plötzliche Intimität! Wir haben doch gar nicht die Absicht gehabt, Besuche auf den Gütern in der Nachbarschaft zu machen. Das liegt doch gar nicht in unseren Verhältnissen."

„Aber ich bitte Dich, Hubert, der junge Graf hat doch gestern mit Dir selbst persönlich darüber gesprochen und Dich zur Jagd eingeladen! Wenn Du das nicht annehmen wolltest, so hättest Du es gleich sagen müssen."

„Dies ist keine Einladung zur Jagd, und überhaupt redet man wohl aus Höflichkeit dergleichen, ohne daß gleich am folgenden Tage Ernst gemacht wird. Das kommt mir denn doch ein wenig zu eilig vor."

„Zu eilig? Der Graf hat, wie er gestern sagte, nur zehn Tage Urlaub, also ist nicht viel Zeit zu versäumen."

„Weshalb schreibt die Gräfin denn nicht selbst? Findest Du dies nicht auch ein wenig formlos? Eine Einladung ohne vorherige Besuche, nur durch den Sohn? Es wäre doch nicht notwendig gewesen, sich so schnell für das Glas Madeira und das Butterbrot bei uns zu revanchiren."

„Von welcher unbegreiflichen Blindheit doch diese Männer sind!“ dachte die Frau Generalin. „Lieber Hubert,“ sagte sie, „Du magst teilweise recht haben, aber da die Einladung nun einmal gekommen ist, wäre es unhöflich, sie abzulehnen, und wir wollen den Kindern das Vergnügen doch auch gönnen. Ich werde dem Grafen antworten, daß wir kommen werden.“

„Na, meinetwegen,“ erwiderte der General, welcher das Gesicht seiner Frau kannte.

Die Frau Generalin antwortete zusagend unter den herzlichsten Empfehlungen an die Frau Gräfin und trat dann in Beratung mit ihren Töchtern ein, welche durch das Erscheinen des Reitknechts schon in die höchste Aufregung versetzt worden waren.

„Es kann natürlich nicht die Rede davon sein, daß wir alle fahren,“ sagte die Mutter. „Wir würden ja schon nicht in den Wagen gehen, abgesehen davon, daß es unverschämt wäre, gleich mit drei Töchtern ins Haus zu fallen. Also wollen wir das vorher ausmachen, bevor Papa noch darüber böse wird.“

„O, ich weiß schon, wer dann hier bleiben wird,“ sagte Olga mit schmollender Miene.

„Ich auch,“ sagte Eva. „Ich werde hier bleiben, ich frage nichts nach Landpartien.“

Klara lachte mit spöttischem Gesicht, und Olga rief laut:

„O Eva, das ist großartig von Dir! Wie kannst Du Dich nur so stellen, während Du recht gut weißt,

daß alles nur um Dich ist und daß wir anderen weiter nichts sind als die Beilage!“

„Stille!“ rief die Mutter. „Ihr sollt euch nicht beständig zanken. Eva fährt natürlicherweise mit. Sie ist die Aelteste.“

Eva machte ein gleichgiltiges Gesicht und zuckte die Achseln, doch ihr klopfte das Herz. Sie wußte recht wohl, wem die Einladung galt, und sie hatte halb und halb im Ernst gesagt, daß sie zu Hause bleiben wolle. Dennoch war es ihr äußerst angenehm, zu sehen, welchen Eindruck sie auf den Grafen gemacht hatte und welche Wirkung ihre Schönheit hervorzurufen im stande war. Es verlangte sie darnach, die Herrschaft und das Schloß Brenkenheim zu sehen und von dem Besitzer dieser Herrlichkeit Schmeicheleien zu hören.

„Ein solcher Mann verehrt mich,“ so sagte sie sich, „während jener, der so glücklich sein müßte, wenn ich ihn beachten wollte, sich nichts aus mir macht und noch viel an mir auszusetzen hat.“

Zur bestimmten Stunde fuhr der gräfliche Wagen, ein bequemer Landauer, vor dem Hause vor, und die Familie stieg in der von der Frau Generalin bestimmten Ordnung ein. Im Fond nahmen die Eltern Platz und auf dem Rücksitz Eva und Klara. Otto und Olga wurden zu Hause gelassen, Klara mit Vorbedacht mitgenommen, damit sie Evas Gesang begleiten könne, falls etwa musizirt werden sollte.

„Gewiß findet sich ein prachtvoller Flügel im

Schlosse," sagte die Frau Generalin, „und in den großen Räumen klingt es natürlich noch ganz anders als in unserer spießbürgerlichen Wohnung."

Nach einstündiger Fahrt tauchte das große graue Gebäude, welches den Mittelpunkt der Besitzung bildete, in der Ferne zwischen den Bäumen auf, und als der Wagen durch das Thor rollte und sich dem Portal näherte, entdeckte die Frau Generalin den jungen Grafen schon, der draußen wartete. Sie winkte ihm freundschaftlich mit dem Sonnenschirm, und gleich darauf stand er am Wagenschlag, um den Damen beim Aussteigen zu helfen.

„O, das ist schön, daß Sie alle gekommen sind!" rief er, ohne daß er die Abwesenheit von zwei Mitgliedern der Familie zu bemerken schien. „Mama freut sich kolossal. Bitte, treten Sie ein! Mama erwartet Sie."

Er hatte dabei nur für Eva Augen, die er unter ihrem neuen hellen Strohhut wieder ungemein reizend fand. Er selber trug heute einen grauen Zivilanzug, und Eva konnte sich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß ihm mit der Uniform ein gut Teil seines distinguirten Aussehens abhanden gekommen sei. Trotz seines gräflichen Titels und trotz des Reliefs, welches ihm seine Besitzung verlieh, glich er heute einem ganz gewöhnlichen Sterblichen und sah einem Gutspächter, der nur seine Aecker und sein Vieh zu schätzen weiß, zum Verwechseln ähnlich.

Er bot höflich der Frau Generalin den Arm, um sie die Treppe hinauf zu führen, aber da Eva hinterher ging, drehte er im Gespräch mit der Mutter den Kopf so stark, daß er mehr die Tochter zu unterhalten schien.

So ging es die breiten steinernen Stufen hinauf und dann durch eine Galerie mit verblichenen Porträts Brenkenheimscher Ahnen zu dem Gemach, wo die Frau Gräfin sich befand.

„Mama hört etwas schwer," sagte der junge Graf, indem er die Thür öffnete. „Wollten die Herrschaften wohl die Güte haben, etwas laut zu sprechen?"

In einem sehr großen Zimmer, dessen Kahlheit auffallend war, saß eine alte, schwarzgekleidete Dame mit grauen Locken im Sofa hinter einem großen runden Tisch, und neben ihr saß auf einem Stuhl ein Herr, dessen langer schwarzer Rock und langes blasses Gesicht sogleich den Geistlichen verrieten.

Auf dem Tisch lagen eine Bibel und mehrere Bücher, deren Einband ihren frommen Inhalt verriet, sowie die „Kreuzzeitung" und ein ausführlicher Kurszettel eines großen Berliner Bankhauses, wo die Frau Gräfin ihre Kapitalien zu deponiren pflegte.

Die alte Dame erhob sich ein klein wenig, als der Besuch sich ihr näherte und von ihrem Sohn vorgestellt wurde, ließ sich aber gleich wieder auf ihren Platz nieder und machte ein Gesicht, das nur wenig von der kolossalen Freude erkennen ließ, die ihr Sohn

ihr zugeschrieben hatte. Sie hatte ein strenges, faltiges Gesicht und ihre kalten grauen Augen hafteten mit kritischem Ausdruck auf der blühenden Erscheinung Evas.

Der schwarze Herr war aufgestanden und stand mit leicht gebeugtem Haupt neben dem Sofa zur Seite der Gräfin.

Eva fand, daß er sie in einer unausstehlichen Weise anblicke. Er hatte für sie etwas Unheimliches mit seinem langen, von schwarzem Backenbart umrahmten Gesicht.

„Herr Pastor Mützlaff," sagte der Graf, indem er den Herrn mit dem lauernden Blick vorstellte. „Wichtigste Persönlichkeit unseres Hauses, hat die Aufgabe übernommen, unsere Seelen in den Himmel zu bringen."

Der Graf sprach in scherzendem Ton, gleich als wolle er dadurch das Eis brechen, das sich beim Empfang der Gäste auf die Stimmung der Anwesenden gelegt hatte, aber sein Scherz fand keinen Anklang.

Der Pastor sah ihn unter mißbilligendem Kopfschütteln vorwurfsvoll an und sagte:

„Die Gnade des Herrn ist es, die uns selig macht, Herr Graf."

Die Frau Gräfin aber schien die Bemerkung ihres Sohnes überhört zu haben. Sie lud mit einer Handbewegung die Frau Generalin ein, neben ihr auf dem Sofa Platz zu nehmen, und sah, ohne ein Wort zu sprechen, ihren Besuch der Reihe nach prüfend an.

Der Empfang war nicht sehr einladend, und der General fing an, seine Nachgiebigkeit gegenüber seiner Frau zu bereuen. Diese jedoch, welche sich in dem Gefühl, eine Gräfin vor sich zu haben und für einen guten Zweck zu wirken, auch über noch größere Schwierigkeiten hinweggesetzt haben würde, fing an, die alte Dame mit einem gut gespielten Enthusiasmus über das Schloß Brenkenheim und die Fahrt über Land zu unterhalten.

„Wir sind erst ganz kurze Zeit in Neustadt," fügte sie hinzu, „und so sind wir noch nicht dazu gekommen, unsere Besuche in der Umgegend zu machen. Und doch sollen so angenehme gesellschaftliche Verhältnisse zwischen den Gutsbesitzern herrschen. Da ist der Baron Ninkitz und der Graf Werba und noch so manche Namen vom besten Klang unter dem hiesigen Adel. Excellenz haben gewiß lebhaften Verkehr mit diesen Familien."

Die Frau Gräfin hatte diese Rede mit angehört, ohne sie zu unterbrechen. Wenn aber die Frau Generalin hieraus den Schluß gezogen hatte, eine aufmerksame Zuhörerin gefunden zu haben, so mußte sie jetzt sehr enttäuscht werden.

„Ich höre nicht sehr scharf," sagte die Frau Gräfin, als sie sah, daß ihre Nachbarin den Mund schloß. „Was haben Sie gesagt?"

„Ich meinte, in dieser Gegend lebten sehr angenehme Familien und Excellenz hätten wohl viel

Verkehr mit ihnen," schrie die Frau Generalin, ohne jedoch ihr verbindliches Lächeln zu verlieren, gleich als ob es ein Genuß sei, eine liebenswürdige Anrede in Abkürzung wiederholen zu müssen.

„Gar keinen Verkehr," antwortete die Frau Gräfin. „Ich habe gar keinen Verkehr. Ich frage nichts nach Bekanntschaften. Wenn man in mein Alter gekommen ist, liebe von Birkhausen, so ist man der Eitelkeit der Welt müde."

„Das ist eine böse Aufgabe," sagte sich die Frau Generalin in gelinder Verzweiflung. Doch verlor sie noch nicht ihre Fassung. „Excellenz dürfen nicht von Ihrem Alter sprechen," schrie sie. „Wer einen so jugendlich blühenden Sohn hat —"

Aber die Frau Gräfin erhob eine dürre Hand und winkte ihr, zu schweigen.

„Alt, alt," sagte sie. „In unseren Jahren, liebe von Birkhausen, ist uns das Himmelreich näher als die Welt."

„Mama hat heute keinen guten Tag," sagte der Graf zu Eva. „Sie hat sich erkältet, und es ist ihr auf die Ohren gefallen. Es fällt ihr allemal auf die Ohren, wenn sie etwas hat. Es ist das ihre schwache Stelle. Merkwürdigerweise fällt es einem immer auf die schwache Stelle, wenn man etwas hat. Wollen wir eine kleine Promenade machen, gnädiges Fräulein? Ich zeige Ihnen das Schloß, und während dessen wird ja wohl das Essen fertig sein."

Eva blickte fragend zu ihrer Mutter hinüber. Sie wäre der peinlichen Unterhaltung mit der alten Gräfin gern entronnen, aber sie wußte nicht recht, ob es schicklich sei, mit dem Grafen allein davonzugehen. Sie fühlte sich befangen unter den beobachtenden Augen des Pastors. Es war ihr, als ob dieser Mann ganz klar in der Situation lese und höhnische Betrachtungen über ihre Familie anstelle. Von dem Augenblick an, wo sie in das große kahle Zimmer getreten war, hatte sie sich unbehaglich gefühlt.

Ihre Mutter hatte die Worte des jungen Grafen verstanden und kam ihr zu Hilfe.

„Geh nur, liebes Kind," sagte sie zur Antwort auf Evas stumme Frage.

Eva erhob sich und zugleich stand der Graf auf, aber die Frau Gräfin bemerkte dies sofort, und es schien ihr nicht recht zu sein, daß die beiden sich entfernten.

„Wohin willst Du, Philipp?" fragte sie.

„Fräulein von Birkhausen das Schloß zeigen, Mama."

„Wir gehen alle mit, warte noch einige Minuten," sagte sie. „Setzen Sie sich, Fräulein, leisten Sie einer alten Frau noch ein wenig Gesellschaft!"

„Zum Henker, Mama, wir sind nun einmal aufgestanden!" rief der Graf aufbrausend. „Es ist nicht mehr so viel Zeit übrig vor dem Essen. Das hoffe ich wenigstens. Die Herrschaften werden Appetit haben

nach der Fahrt. Wenn wir alle rundgehen sollen, so laß uns jetzt gleich gehen!"

„Gut, so wollen wir gleich gehen," sagte die Frau Gräfin, indem sie sich vom Sofa erhob. „Du brauchst nicht gleich so heftig zu werden, Philipp."

„Das ist die rasche Jugend," bemerkte die Frau Generalin mit heiterer Miene. Sie wollte Oel auf die erregten Wellen gießen und den Anschein verbreiten, als könne niemand peinlich berührt worden sein durch die Mißhelligkeit zwischen Mutter und Sohn.

Der General bot der Frau Gräfin den Arm, der Pastor ging neben der Frau Generalin, ihnen folgte der Graf mit den beiden jungen Mädchen, und so bewegte sich der Zug aus dem Zimmer hinaus in eine lange Reihe von Gemächern und Korridoren, die insgesamt einen ziemlich nüchternen Eindruck machten.

Es war schwer zu begreifen, was an dem großen alten Gebäude zu sehen und zu erklären sein sollte, wenn nicht der ganze Umzug dadurch entstanden war, daß der Graf die Gelegenheit gesucht hatte, Eva von der Gesellschaft zu entfernen, um ihr unbemerkt den Hof machen zu können.

Das vermochte die Frau Gräfin auch nicht völlig zu vereiteln, obwohl sie häufig stehen blieb und sich nach den jungen Leuten umsah, während der Pastor den Cicerone machte und Erläuterungen zu den Bildern an den Wänden, altertümlichen Möbeln und Waffen und sonstigen Besonderheiten des Schlosses gab, dessen

Geschichte bis zum dreißigjährigen Krieg zurückreichen sollte.

Der Graf blieb häufig mit den jungen Mädchen zurück oder verlor sich mit ihnen in ein Nebenzimmer, wo er dann seine scherzhaftesten Geschichten zum besten gab und sich über die Altertümer, welche er zeigte, in einer Weise ausließ, als ob sie ihm lächerlich seien. Aber Eva bemerkte recht wohl, daß sich unter der Maske der Geringschätzung, womit der Graf von diesen Dingen sprach, ein bedeutender Stolz auf die Geschichte seines Hauses verbarg, und sie fühlte überhaupt, daß der Graf heute ein anderer war als vor zwei Tagen in Neustadt. Hatte es nicht wahrscheinlicherweise schon Streit zwischen ihm und seiner Mutter über die Einladung gegeben und war dem Grafen nicht dabei zum Bewußtsein gekommen, daß er ein großer Herr gegenüber der Familie des pensionirten Generals sei?

Eva benahm sich in diesem Gefühl so stolz und zurückhaltend, wie sie nur konnte. Mit keiner Miene und keinem Blick zeigte sie, daß sie irgend etwas bewundere und auch nur den geringsten Eindruck von Größe und Reichtum in dem ausgedehnten Gebäude empfange. Mit sicherer Haltung nahm sie des Grafen Komplimente auf, die er ihr in Gegenwart Klaras mehr oder weniger versteckt zukommen ließ, und duldete seine Huldigungen wie etwas, was ihr von Rechts wegen gebühre. Er sollte auch nicht mit einem Schatten von

Grund denken können, daß sie mit Rücksicht auf seinen Rang und Reichtum ihm entgegengekommen sei und ihn in seiner Bewerbung ermuntert habe. Sie war in Wirklichkeit abgekühlt.

Nachdem sie sich Tags zuvor und diesen Vormittag in seiner Abwesenheit in schmeichelhaften Träumen gewiegt und sich vorgestellt hatte, daß es reizend sei, einen solchen Verehrer zu haben und dabei doch dem wahren Ideal im Herzen treu zu bleiben, war durch die Gegenwart des Grafen eine merkliche Ernüchterung über sie gekommen.

Wenn sie es jedoch darauf angelegt hätte, die Caprice des Grafen für sie zur Leidenschaft zu steigern, so würde sie keinen geeigneteren Weg als diesen haben finden können.

Der Graf hatte wirklich Streit mit seiner Mutter über die Einladung gehabt. Die alte Dame hatte nichts von der Familie von Birkhausen wissen wollen, denn sie hatte sich nach der Schilderung ihres Sohnes gleich gedacht, daß es sich um eine Courmacherei handle, und das paßte nicht in ihre Pläne. Sie hatte die Einladung nicht schreiben wollen, und ihr Sohn hatte ihr die Sache gegen ihren Willen aus der Hand genommen. Dabei hatte sich aber seiner selbst eine gewisse Verstimmung bemächtigt, und eine Bemerkung seiner Mutter, daß er sich hüten müsse, von schlauen, heiratslustigen Mädchen eingefangen zu werden, war an ihm haften geblieben.

Evas Erscheinung jedoch hatte ihm wieder zum Bewußtsein gebracht, wie unvergleichlich schön dies Mädchen sei, und ihr Stolz fachte seine anfängliche Begeisterung von neuem an. Er sagte sich, indem er das Schloß durchwandelte, daß er keine Herrin für dasselbe finden könne, die besser geeignet sei, den Ruhm und Glanz des Hauses aufrecht zu erhalten und zu erneuern. Gleichwohl ermahnte er sich selbst zur Vorsicht. Er wollte nicht zu hastig vorgehen und sich nicht voreilig engagiren. Er wollte sein Terrain erst rekognoszieren.

Endlich wurde das Diner angemeldet, und die Gesellschaft begab sich in den Speisesaal, wo zwei gallonirte Diener mit weißen Handschuhen durch die Feierlichkeit ihres Auftretens die Hoffnung auf ein festliches Mahl erwecken konnten. Diese Hoffnung konnte dadurch nicht verringert werden, daß Pastor Mützlaff ein ungemein langes Gebet mit langsamem Vortrag und salbungsvollem Ton anstimmte. Dies Gebet würde für eine Mahlzeit der üppigsten und unverdaulichsten Art ausgereicht haben, in der That erwies sich das Diner aber als ziemlich dürftig und mager und ließ den ökonomischen Sinn der Schloßherrin deutlich erkennen. Es gab eine Hühnersuppe der dünnsten Art, in welcher die Gebeine eines ältlichen Vogels vereinzelt umher schwammen, dann Schleien, welche mehr Gräten als Fleisch zu haben schienen und die Unterhaltung erheblich beeinträchtigten, hierauf ein Kalbsfrikassee, in welchem

das Mehl reichlich vertreten war, und erst der Braten bot einen Bissen, der einigermaßen geeignet war, wirklichem Appetit entgegenzutreten. Es war der Rücken eines Rehbocks, den der Brenkenheimsche Förster in den Brenkenheimschen Forsten geschossen hatte. Hiernach kam ein Pudding, der eine Ansammlung übriggebliebener Weißbrotbrocken mit Himbeersauce darstellte.

Der Eindruck dieses Mahles ward dadurch nicht gehoben, daß der junge Graf über die einzelnen Schüsseln räsonnirte und den Gästen versicherte, daß das alles besser sein würde, wenn er mehr Einfluß im Hause hätte und nicht in seiner Abwesenheit die Wirtschaft ins Stocken geriete.

„Die alte Frau denkt zu viel an das Himmelreich," sagte er in unehrerbietiger Weise.

Auch war der Umstand nicht geeignet, die Gäste zum Essen zu ermuntern, daß die Frau Gräfin mit sorgsamem Auge die Schüsseln, welche vom Tisch kamen, überwachte, und sowohl beim Frikassee wie auch beim Braten den Dienern zurief, die Reste sollten aufgehoben werden.

Der Wein war sehr mäßig, und als zum Braten Champagner gegeben wurde, war an der Unruhe der alten Dame ersichtlich, daß dies ein Eingriff und eine Eigenmächtigkeit des jungen Grafen war, die ihr Mißfallen erregte.

Das Gespräch war schleppend. Die Frau Gräfin redete sehr viel von der innern Mission, und die Frau

Generalin mußte die frommen Bemerkungen, mit denen sie sich fortdauernd angenehm zu sein bemühte, so laut kundgeben, daß sie beinahe wie Verwünschungen klangen.

„Es leben noch so viele Leute in unerkannten Sünden," sagte die Frau Gräfin. „Diese sind schlimmer daran als die offenbaren Sünder. Sie müssen zur Erkenntnis ihrer Sündhaftigkeit gebracht werden."

Die Frau Generalin nickte zustimmend und schrie:

„So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst."

Dann wandte sich die Frau Gräfin zu ihrem Nachbar, dem General.

„Die mexikanische Anleihe soll zu einundsechzig emittirt werden," sagte sie. „Glauben Sie, daß sie steigen wird?"

Der General zuckte die Achseln. Er wußte nichts von der mexikanischen Anleihe. Er hätte wohl gewünscht, Geld anlegen zu können, aber er mußte froh sein, wenn er nichts vom Kapital zu nehmen brauchte, dem kleinen Kapital, das in preußischen Staatspapieren angelegt war.

Aber die Frau Gräfin ließ nicht nach. Sie besaß eine Kenntnis der Börse wie ein Bankier und unterhielt ihn eingehend mit diesen ihm fremden Verhältnissen.

Nachdem noch Obst, sowie Butter und Käse gereicht worden waren, erhob sich die Frau Gräfin, und der Pastor sprach einen ausführlichen Dank gegenüber

dem Schöpfer aller Dinge aus, der dieses liebliche Mahl beschert habe. Dann bot die alte Dame ihren Gästen an, eine kleine Nachmittagsruhe zu halten, und zog sich selbst in ihren Winkel zurück, um den Kurszettel zu studiren und ein wenig einzunicken. Sie mochte einige Beruhigung aus dem Umstand geschöpft haben, daß Eva stets von ihrer Schwester Klara begleitet worden war, so daß die Gefahr für ihren Sohn etwas verringert erschien.

Der General begab sich mit seiner Gemahlin und dem Pastor in den Salon, und diese Gelegenheit benützte nun Graf Philipp, um den jungen Mädchen den Park zu zeigen. Hier hoffte er, bei Eva den Ausdruck einiger der süßen Empfindungen anbringen zu können, welche er für sie hegte.

Der Park war wirklich sehenswert. Er war sehr groß und reich an prächtigen Bäumen, die Sonne des Spätsommers überflutete ihn mit ihrem Glanz. Zu Anfang gingen die drei jungen Leute neben einander, dann aber fing die schlaue Klara bald an, sich für diese und jene botanische Merkwürdigkeit so lebhaft zu interessiren, daß sie zurückblieb oder sich in einen Nebenweg verlor, und Graf Philipp fand genügende Gelegenheit, seinem Herzen Luft zu machen.

„Es ist sehr schön, daß Sie gekommen sind,“ sagte er. „Habe an nichts anderes gedacht als an Sie, gnädiges Fräulein, seitdem ich das Glück hatte, Sie auf dem Bahnhof kennen zu lernen.“

„Sehr schmeichelhaft, Herr Graf,“ entgegnete sie leichthin. „Sie müssen nichts Wichtiges zu denken gehabt haben, daß Sie dafür Zeit hatten.“

„Nichts Wichtiges? Kann mir nichts Wichtigeres denken als das. Hatte gar nicht erwartet, daß mir so etwas Wundervolles begegnen würde. Wahrhaftig, komme mehr aus Pietät hieher, mag die alte Frau nicht immer allein lassen, aber gnädiges Fräulein sehen selbst, daß es kein Vergnügen sein kann, hier in dem alten Kasten zu sitzen.“

„Sie bedürfen durchaus keiner Entschuldigung für Ihre Pflichterfüllung gegenüber Ihrer Frau Mutter, Herr Graf.“

„Natürlich nicht! Wie gnädiges Fräulein das zu wenden wissen! Kolossale Gewandtheit mit der Zunge bei manchen jungen Damen! Wollte nur sagen, daß es angenehmste Ueberraschung für mich war, so entzückende Erscheinung ganz unerwartet anzutreffen. Gnädiges Fräulein sind hoffentlich nicht böse gewesen, daß ich so unbescheiden war, gleich dazubleiben und köstlichste Augenblicke zu schwelgen. Habe seitdem immer gedacht, daß es das größte Glück für mich sein würde, wenn ich mein Lebenlang so himmlische Stimme hören und so reizendes Gesicht sehen könnte.“

Das klang beinahe schon wie die Einleitung zu einem Antrag, und Evas Herz klopfte stärker. Es war doch keine Kleinigkeit, den zukünftigen Herrn der Herrschaft Brenkenheim so nahe daran zu sehen, sich

ihr zu Füßen zu legen. Wollte ihr Traum zukünftigen Glückes in Vornehmheit und Reichtum sich so rasch erfüllen? Aber sie lachte nur, und da jetzt durch eine Lichtung hindurch die düstere Masse des Schlosses mit seinen beiden runden Türmen sich zeigte, blieb sie stehen, wies mit der Hand darauf hin und sagte:

„Sehen Sie, wie großartig das Gebäude dort hervortritt! Ist das altdeutscher Stil?"

„Verstehe nichts von Stil," entgegnete der Graf. „Kenne Kameraden, die sich gern wichtig damit machen, daß sie von Rundbögen und romanischen Schwibbögen und dergleichen sprechen. Glaube aber, daß sie selbst nicht viel davon wissen. Das Schloß wurde in den Kriegen zwischen Karl V. und den protestantischen Fürsten erbaut, und in den Türmen sind noch die alten Schießscharten. Zuerst war es aber nur halb so groß wie jetzt, nachher ist der andere Teil angebaut worden und er hat eine andere Bauart. Es ging auch ein Wassergraben herum und dort rechts um die Ecke war die Zugbrücke. Alte Art der Fortifikation, wissen Sie. Philipp von Brenkenheim, Reichsritter, war damals unter Moriz von Sachsen berühmter Reiterführer. Seitdem haben die Brenkenheims immer etwas für Pferde übrig gehabt. Anständigste Beschäftigung! Liegt nun einmal im Blut. Auch bei meiner Mama, wenn auch sonst alles ein bißchen zurückgesetzt ist gegen innere Mission und derartige Sachen, — die Pferde sind von Rasse. Wenn gnädiges

Fräulein erlauben, werde Sie nachher in den Stall führen."

„Es muß Sie doch stolz machen, Herr Graf, auf eine so alte Besitzung von historischer Bedeutung blicken zu können," sagte Eva gedankenvoll. Sie sprach mehr mit den Lippen als mit dem Herzen, und diese Worte waren ihr halb ohne ihren Willen in gewohnheitsmäßiger Gesprächsart entflohen, denn während der Graf sie unterhielt, schweiften ihre Gedanken ab nach einem andern Mann, und es war, als ob der Gegensatz zwischen diesem und ihrem Begleiter die Gestalt Edgars erst recht lebhaft ihr vor Augen führe. Welch ein Unterschied zwischen den beiden! Keine Spur von dem Geiste Edgars in dem Grafen! Wie dieser ihr unbedeutend vorkam! Fast wie eine Puppe, mit der sie nach ihrem Belieben hätte spielen können, denn sie fühlte, daß es nur auf sie ankam, welche Richtung sie ihm geben wolle, und daß sie aus ihm machen könne, was sie wollte. Mit weiblichem Scharfblick las sie seine Gedanken und wußte, daß es jetzt in ihrer Hand lag, ihn zu einer förmlichen Liebeserklärung zu bringen. Sie sah, daß seine Zurückhaltung, durch die sie vor Tisch verletzt worden war, jetzt in ihrer Nähe ganz verschwunden war. O, wenn sie doch die Personen hätte austauschen können! Wenn doch Edgar mit solcher Bewunderung wie der Graf zu ihr hätte aufblicken wollen und wenn Edgar einen solchen Besitz und Titel wie dieser besäße! Aber er war stolz und

unzugänglich, er tadelte sie nur und dachte gering von ihrem Wesen.

Ihre Bemerkung hatte indessen großen Eindruck auf den Grafen gemacht. Nachdem sie bis jetzt keine Spur von Bewunderung gezeigt hatte, schien sie endlich seine Größe und Wichtigkeit einzusehen.

„Bin eigentlich auch etwas stolz darauf," sagte er. „Das heißt, weiß recht gut, daß alte Traditionen noch keinen Wert haben, wenn die Nachkommen sich ihrer Ahnen nicht würdig zeigen. Solche Traditionen wie die der Brenkenheims legen Verpflichtungen auf, die auf schwächere Schultern drücken. Gerade umgekehrt wie in dem Schillerschen Gedicht, das gnädiges Fräulein auch wohl kennen werden: ‚Sohn, hier hast du meinen Speer, meinem Arm wird er zu schwer.' Alte Zeit war besser. Da konnte sich ein einzelner Edelmann noch hervorthun, jetzt geht alles in der Masse unter. Armee von drei Millionen Mann, kolossal schwierig, sich als einzelner bemerklich zu machen!"

Der Graf schien in der Literatur nicht sehr bewandert zu sein, aber Eva hielt es nicht für der Mühe wert, Schiller in Schutz zu nehmen.

„Ja, das sagt mein Bruder Otto auch," sagte sie. „Er möchte gern in den Generalstab, aber es sind so viele Mitbewerber, die gute Konnexionen haben."

„Schade, daß er nicht mitgekommen ist! Hatte mich sehr darauf gefreut, aber hoffe, ihn noch hier zu

sehen. Sagen Sie ihm, bitte, gnädiges Fräulein, daß er mit Ihrem Herrn Papa herauskommt zur Jagd. Werde es Ihrem Herrn Papa auch noch sagen. Muß kolossal langweilig sein in Neustadt! Wie können gnädiges Fräulein es nur aushalten?"

„Nun, man hat doch seine häuslichen Beschäftigungen und man muß sich doch seinen Verhältnissen fügen. Da Papa außer Dienst ist, müssen wir wohl an einem kleineren Ort leben."

„Aber gnädiges Fräulein werden nicht immer dort bleiben."

„Das kann man nicht wissen. Ich sehe noch nicht, wie ich von dort wegkommen sollte, und das Klügste ist, sich daran zu gewöhnen, daß man Neustadt schön und interessant findet."

„Man kann das thun, aber Sie brauchen das nicht zu thun, gnädiges Fräulein," sagte der Graf mit vieldeutigem Lächeln.

„Wieso?"

„Es hängt doch nur von Ihnen ab, gnädiges Fräulein. Sie brauchen doch nur zu wollen, und Ihnen steht das Leben in einer großen Stadt, eine Equipage mit Vollblut, Oper und Schauspiel und der eleganteste Kreis der Gesellschaft offen — oder auch ein Schloß, in dem dann ein anderes Leben herrschen sollte als jetzt und —"

Der Graf hielt inne, als sei er selbst über seine gar

zu deutliche Anspielung erschrocken, und seine Wangen röteten sich.

Eva ließ ihre großen, dunklen Augen auf seinem nunmehr verlegenen Gesicht ruhen, und keine Miene verriet, daß sie den Sinn seiner Worte verstanden habe. Sie durchschaute ihn vollkommen und wußte, daß er halb und halb bereute, so rasch gewesen zu sein. Sie sah, daß er sie für eine leichte Beute hielt und daß er in der Gewißheit, sie werde ihm nicht entgehen, jetzt gern wieder zurückgezogen hätte, was er gesagt hatte.

Sie lachte wieder. Sie fühlte sich kaum gekränkt, so gering erschien ihr die Persönlichkeit des vornehmen jungen Herrn.

„Wer weiß," sagte sie, „vielleicht ist Neustadt besser. Herr Pastor Mützlaff hat so erbaulich über den Segen eines stillen Herzens gesprochen, daß es nicht ganz ohne Einfluß auf mich geblieben ist. Wo nur Klara bleibt? Sehen Sie sie, Herr Graf?"

Klara war nicht weit entfernt, und sobald sie ihren Namen rufen hörte, kam sie mit einer Unbefangenheit herbei, welche ihrer Intelligenz alle Ehre machte.

Alle drei kehrten in das Schloß zurück, nachdem sie noch einen Blick in den Stall geworfen hatten. Graf Philipp fühlte sich offenbar erleichtert, da er seiner Herzensmeinung Ausdruck gegeben hatte, ohne doch dadurch gebunden zu sein.

Als sie in den Salon kamen, war die übrige

Gesellschaft bereits beim Kaffee, und die Frau Gräfin schien nicht in der rosigsten Laune zu sein. Die Unterhaltung blieb schleppend, obwohl durch die jungen Leute ein belebendes Element hinzu kam.

So geriet die Frau Generalin, stets darauf bedacht, die Vorzüge ihrer ältesten Tochter in ein gutes Licht zu stellen, auf den Gedanken, Eva zu einer musikalischen Produktion zu veranlassen. Ein so schönes Instrument, wie sie sich als für das Schloß geeignet vorgestellt hatte, fand sich freilich nicht vor. Nur ein altes tafelförmiges Klavier stand im Salon, und die Frau Gräfin erklärte, dies sei das einzige Instrument im Hause. Das war eben kein Beweis für den Kunstsinn der Bewohner von Schloß Brenkenheim.

Eva begab sich, dem Wink ihrer Mutter gehorsam, an das Klavier, und Klara schlug einige Accorde an.

„Es ist sehr verstimmt,“ sagte sie zögernd.

„O, das macht nichts!“ warf die Frau Generalin ein. „Es wird schon gehen.“

Eva überwand sich in der Hoffnung, das Lähmende der Unterhaltung zu besiegen, und in dem richtigen Gefühl, daß allzu leidenschaftliche Liebeslieder hier nicht am Platze sein würden, wählte sie das stimmungsvolle: „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm —“

Das schlechte Klavier mit seinen falschen Tönen that dem Vortrag einigermaßen Abbruch, dennoch fiel der Gesang nicht schlecht aus, aber der Erfolg war durchaus nicht der erwünschte.

Die Frau Gräfin hatte mit eiskalter Miene zugehört, und als Eva schwieg, sagte sie trocken, daß sie dieser Art von weltlichem Gesang keinen Geschmack abgewinnen könne. Sie sei der Meinung, daß es bessere Lieder gebe, und sie hätte gern etwas Gehaltvolles gehört.

„Mama möchte Schloß Brenkenheim gern zu einem Kloster machen," murrte Graf Philipp. „Sie will nur Choräle hören, so etwas von Zions Höhen und den Palmen aus dem Thal Josaphat."

„Was meinst Du, Philipp?" fragte seine Mutter, die stellenweise ziemlich gut zu hören schien.

„Ich meine, daß dies ein sehr reizendes Lied war, und daß Fräulein von Birkhausen es besser gesungen hat, als überhaupt jemals an dem verdammten alten Klapperkasten gesungen worden ist!" rief er. „Du solltest einmal einheizen mit der scheußlichen Drahtkommode und einen Bechsteinschen Flügel dafür hinstellen."

„Ich weiß nicht, ob die junge Dame oft genug hier singen wird, um die Anlage rentabel zu machen," entgegnete die Frau Gräfin mit großer Ruhe.

In dieser Aeußerung und in der Art, wie sie ausgesprochen wurde, war so deutlich der Wunsch zu erkennen, Eva niemals wieder im Schlosse zu sehen, daß es unmöglich schmeichelhaft für die Familie von Birkhausen sein konnte.

Der General zog seine Uhr.

„Es wird wohl Zeit, an die Rückfahrt zu denken,“ sagte er ernsthaft. „Es ist nach sechs Uhr, und bevor wir heimkommen, wird es dunkel werden.“

„O, Herr General werden doch nicht so früh aufbrechen wollen!“ rief der junge Graf, der sich in augenscheinlicher Verlegenheit befand. „Wir werden doch noch ein kleines Abendbrot nehmen, und der Weg ist ja sehr gut.“

„Sehr verbunden,“ entgegnete der General, indem er aufstand, „aber wir haben für unsern Besuch keine so lange Ausdehnung ins Auge gefaßt.“

Die Frau Gräfin saß unbeweglich, gleich als hätte sie von dieser Verhandlung nichts wahrgenommen. Pastor Mützlaff aber ging, gleich als ob er dem Wunsch der alten Dame nach gehaltvoller Musik entgegenkommen wolle, an das Klavier und stimmte, indem er sich selbst begleitete, den Choral an: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr' und Dank für seine Gnade —“ Während er sang, stand auch die Frau Generalin vom Sofa auf, und als er geendet hatte, nahm die Familie Abschied.

Die Frau Gräfin ließ, als über den Weggang der Birkhausens kein Zweifel mehr walten konnte, noch einige bedauernde Worte über den allzu zeitigen Aufbruch fallen, aber selbst die Frau Generalin, welche so gern jedes Opfer für das Wohlwollen der alten vornehmen Dame gebracht haben würde, konnte sich nicht verhehlen, daß der Besuch lange genug gedauert habe.

„Nun haben Herr General ja nicht einmal den Stall gesehen," sagte Graf Philipp, indem er die Familie hinunter geleitete. „Meine Mutter hat heute ihren schlechten Tag. Hoffe, recht bald wieder die Ehre zu haben. Herr General dürfen nicht vergessen, zu den Hühnern zu kommen, bitte auch, Ihren Herrn Sohn mitzubringen!"

„Wir wollen zunächst erwarten, daß die Frau Gräfin uns die Ehre erzeigt, uns in Neustadt zu besuchen," erwiderte der General mit Würde.

„O gewiß, werden nicht versäumen! Komme mit meiner Mutter in den nächsten Tagen," sagte der junge Graf.

Er zeigte sich möglichst verbindlich und diensteifrig bei der Abfahrt, und bevor er Eva in den Wagen hob, machte er sich noch in zärtlicher Besorgnis mit dem Plaid zu thun, das sie zum Schutz gegen die Abendkühle um ihre Schultern schlang, und versuchte, sie wieder mit dem Ausdruck der Begeisterung anzublicken, aber es hatte sich etwas Erkältendes auf den Verkehr zwischen ihm und Birkhausens gelegt, das durch keine Bemühung ganz zu vertreiben war.

„Ich denke, daß ich nicht ganz unrecht hatte, als ich vor allzu großem Entgegenkommen warnte," sagte der General zu seiner Frau, als der Wagen den Schloßhof verlassen hatte.

„Eine gräßliche alte Person ist die Gräfin!" bemerkte Klara hierauf.

„Von einer so hochstehenden Dame schickt es sich nicht in solchen Ausdrücken zu sprechen,“ entgegnete die Frau Generalin streng. „Die Frau Gräfin ist vielleicht excentrisch, aber es ist und bleibt eine Ehre, mit ihr Umgang zu haben.“

„Bis jetzt ist dieser Umgang nur einseitig, liebe Franziska,“ sagte der General.

Eva sagte gar nichts. Sie saß in anscheinender Teilnahmlosigkeit, in ihren Plaid gewickelt, da und ließ den Abendwind ihr blasses Gesicht umspielen. Sie dachte an Edgar, und niemals war ihr noch der junge Schriftsteller so interessant erschienen als jetzt, wo er sich von dem Hintergrund ihrer Erlebnisse auf Schloß Brenkenheim abhob. Er war für sie in eine ganz neue Beleuchtung gerückt worden. Sie fing an zu begreifen, was sie zwar einmal vernommen, aber sich noch niemals klar gemacht hatte: daß es der Geist ist, der nicht nur lebendig macht, sondern auch adelt.

Sechstes Kapitel.

Graf Philipp mußte wohl ein deutliches Bewußtsein der Verstimmung haben, welche die Familie von Birkhausen von Schloß Brenkenheim mitgebracht hatte. Er erschien gleich am Tage nachher in Neustadt, um sich zu erkundigen, wie den Herrschaften der Ausflug bekommen sei, brachte einen sehr schönen Strauß für Eva mit und bestellte die wärmsten Grüße von seiner Mutter. Leider sei die alte Frau von einer unangenehmen Neuralgie befallen worden, so daß es ihr nicht möglich gewesen sei, mitzukommen und schon heute den angenehmen Besuch zu erwidern; doch werde sie gewiß in den nächsten Tagen erscheinen. Dazu wiederholte er seine Einladung zur Jagd.

Graf Philipp war in Neustadt viel liebenswürdiger als auf Schloß Brenkenheim. Störende Einflüsse mußten dort wohl die Entfaltung seiner geselligen Fähigkeiten beeinträchtigen. Im Hause des Generals erschien er warm, offenherzig und gesprächig. Sein Geist war nicht mit dem Denken der Vorzeit belastet;

gering nur waren die Spuren des Einflusses, den das Schaffen der erleuchteten Geister seines Volkes auf seine Anschauungen ausgeübt hatte; dafür aber besaß er einen reichen Vorrat von Anekdoten und Klatschgeschichten aus der besten Gesellschaft, und es fehlte ihm auch nicht an einem gewissen Witz, der die Dinge des täglichen Lebens zu bewältigen vermochte. So war er ein ganz amüsanter Gesellschafter, und die Frau Generalin erklärte ihn für den reizendsten Menschen, den sie in ihrem Leben kennen gelernt habe. Sie vergaß mit einer merkwürdigen Leichtigkeit alles, was ihr in Brenkenheim unangenehm und schwierig erschienen war, obwohl ihr Charakter sonst eher nachträglich genannt werden konnte, und sie that ihr Mögliches, um dem jungen Grafen den Aufenthalt in Neustadt erfreulich zu machen. Er wußte es denn auch so einzurichten, daß er täglich mehrere Stunden im Hause des Generals zubrachte. Bald kam er vormittags, bald nachmittags, und er hatte immer Gründe für sein Erscheinen, die sich hören ließen. Da der General und sein Sohn nicht zur Jagd herauskamen, brachte er Hühner, die er selbst geschossen hatte; für die Frau Generalin brachte er seltene Gewächse, von denen sie einmal geäußert hatte, daß sie sie liebe; für Eva hatte er täglich einen frischen Strauß. Auch mit mehr oder weniger versteckten Liebeserklärungen Eva gegenüber war er nicht sparsam, und er fand genug Gelegenheit, dieselben anzubringen, da die Frau

Generalin es immer geschickt so einzurichten wußte, daß er wenigstens ein Viertelstündchen mit Eva allein sein konnte. Gleichwohl kam es nicht zu der entscheidenden Erklärung, welche die vorsorgliche Mama täglich vom Himmel herbeiflehte. Es steckte etwas von der zähen, vorsichtigen Art der alten Gräfin in dem Sohne. Er sagte sich, es sei immer noch Zeit, den letzten Schritt zu thun, und er wolle sich die Sache noch etwas überlegen. Obwohl er der Erbe eines sehr großen Vermögens war, verschloß er seine Augen nicht vor der Thatsache, daß die Generalstochter so viel wie gar nichts besaß, und er sagte sich, daß sie allerdings ein ungewöhnlich schönes Mädchen sei, er selbst aber doch im Vergleich zu der Menge von schönen Mädchen auf der Welt eine ganz außerordentlich gute Partie. Dazu hatte er den jungen Schriftsteller und dessen seltsamen Blick am ersten Tag seiner Bekanntschaft mit Eva nicht vergessen. Er hatte Edgar seitdem nicht wiedergesehen, auch nichts von ihm gehört, aber er benützte dessen Erscheinung vor sich selbst zu einem Grund der Entschuldigung seiner Unentschlossenheit. Er hatte den Plan, den Vogel zwar nicht aus der Hand zu lassen, aber ihn doch noch länger zu beobachten. Er ging stets bis nahe an die Grenze der Entscheidung, aber bedächtig hielt er den Fuß zurück, womit er hinüberzuschreiten Lust hatte. Das würde ihm schwerlich gelungen sein, wenn Eva entschlossen gewesen wäre, ihren Vorteil wahrzunehmen. Täglich lag es in ihrer

Macht, ihn zu bestimmen. Sie wußte, daß es nur einer jener kleinen Scenen bedurfte, die ihrem Geschlecht so leicht vorzuführen gelingen, um ihn zu einer Erklärung zu bringen. Aber sie wollte nicht. Es genügte ihren Wünschen, ihn zu ihren Füßen zu sehen; seine Komplimente schmeichelten ihr, das Bewußtsein ihrer Gewalt über ihn kitzelte ihre Eitelkeit, und sie fühlte sich stolz gegenüber ihrer Mutter und ihren Schwestern. Aber vor allem hätte sie gewünscht, daß Edgar hätte sehen können, welche Huldigungen der reiche Graf ihr weihte, während sie dieselben mit der Miene einer Fürstin aufnahm.

Endlich am Tage vor Ablauf seines Urlaubs erschien der Graf zur innigsten Freude und Genugthuung der Frau Generalin in Begleitung seiner Mutter. Zwar war die Frau Gräfin nichts weniger als liebenswürdig. Sie sprach von Besorgungen, die sie in der Stadt gemacht habe, und von der guten Gelegenheit, dabei zugleich den freundlichen Besuch der Birkhausens zu erwidern. Es war ihr leicht anzumerken, daß sie sich nur auf Drängen ihres Sohnes dazu entschlossen hatte, zu kommen. Sie blieb nur zehn Minuten im Hause und sprach kein Wort, welches darauf hätte schließen lassen, daß die Fortsetzung der Bekanntschaft ihr erwünscht gewesen wäre. Aber sie hatte doch den Besuch erwidert, und das genügte der Frau Generalin, welche für die Beobachtung gesellschaftlicher Formen einen scharfen Blick hatte.

Ihr Sohn blieb länger. Er wollte sich nachher wieder mit seiner Mutter treffen und mit ihr gemeinsam zurückfahren. Er sprach Eva gegenüber mit besonderer Betonung davon, daß er hoffe, sie recht bald wiederzusehen, und als Eva dieser Hoffnung eine große Ruhe entgegensetzte, nahm er seine Zuflucht zur Frau Generalin und fragte sie, ohne daß Eva es vernahm, in welcher Weise er wohl das Glück haben könne, ihrer Tochter wieder zu begegnen.

„Gehe wieder nach Potsdam," sagte er; „wäre ganz untröstlich, wenn angenehme Beziehungen unterbrochen würden. Vielleicht kommen gnädige Frau im Winter einmal nach Berlin."

Die Frau Generalin hatte schon ihren Plan. Um keinen Preis wollte sie, wenn es irgend thunlich war, den vorsichtig zögernden Freier loslassen. Aber sie nahm eine arglose Miene an.

„Ach, mein lieber Graf," entgegnete sie, „dazu ist gar keine Aussicht. Aber vielleicht kommen Sie im nächsten Sommer wieder aufs Land, und wir würden uns dann sehr freuen, Sie wieder bei uns zu sehen."

„Der nächste Sommer ist noch lange hin," sagte er nachdenklich und beschloß dann eine Sondirung jener ihm noch unbekannten Tiefe, nämlich des Verhältnisses zwischen Eva und Herrn Schubert zu unternehmen. „Ein ganzes Jahr!" sagte er. „Da kann viel passiren. Man kann sterben, man kann heiraten.

Junge Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit verloben sich oft, wie man eine Hand wendet."

„Das ist freilich wahr," entgegnete die Frau Generalin. „Da kann niemand eine Garantie übernehmen."

„Vielleicht kommt irgend ein Kamerad von den Dragonern und schnappt Fräulein Tochter weg, vielleicht auch sonst jemand."

„Es gibt viele Möglichkeiten, mein lieber Graf," versetzte sie seufzend.

„Was ist es mit dem Herrn Schubert, dem Schriftsteller?" fragte er geradezu.

„Wieso?" fragte sie dagegen.

„Ich denke, er macht Fräulein Eva den Hof, aber denke nicht, daß sie sich herbeilassen wird, es sich gefallen zu lassen."

Es gehörte die ganze Verehrung der guten Dame vor dem Rang und Reichtum des Grafen Brenkenheim dazu, um sie ein so rücksichtsloses und in seiner Absicht leicht erkennbares Ausfragen nicht beleidigend finden zu lassen. Bei der Idee, daß Herr Schubert wirklich als Bewerber um Evas Hand in Frage kommen könne, schauderte sie. Aber angesichts des Wartens und unschlüssigen Benehmens des jungen Grafen dachte sie, es könne nur vorteilhaft sein, ihn durch Eifersucht anzustacheln.

„Eva ist eine unberechenbare Natur, mein lieber Graf," sagte sie, „und was mich betrifft, so würde

ich niemals ihrer Neigung den geringsten Zwang anthun."

„So meinen Sie, es wäre etwas damit? Gnädige Frau meinen, es wäre möglich, daß sie sich für den Demokraten interessirte?"

„Demokraten verkehren überhaupt nicht in unserem Hause," versetzte sie mit strengerem Ton.

„Pardon, meine nur so. Angeborene Abneigung gegen Zivil in jeder Form, besonders wenn Feder-Zivil."

„Ich verstehe Sie recht wohl, mein lieber Graf, und ich kann mit Ihnen empfinden. Ich will auch ganz offen gegen Sie sein," sagte sie in anscheinender Gutmütigkeit. „Auf schwärmerische Gemüter, wie junge Mädchen sie haben, wirken oft Einflüsse, die man sich schwer erklären kann. Es ist deshalb schon meine Absicht gewesen, Eva von hier zu entfernen. Eine kleine Stadt mit ihrer Langeweile ist gerade in diesem Alter gefährlich. Eva wird im Herbst zu meiner Schwester zu Besuch gehen und dort längere Zeit bleiben."

„Wo wohnt denn Ihre Frau Schwester?"

„Meine Schwester ist mit einem sehr wohlhabenden Kaufherrn in Berlin verheiratet."

„Ah, Berlin!" sagte der Graf vergnügt. „Die Alte ist auf meiner Seite!" dachte er. „Nun ist es meine Schuld, wenn das Ding sich nicht so dreht, wie ich will. — Wollen gnädige Frau mir nicht die Adresse geben?" fragte er.

„Sehr gern, mein lieber Graf!“ Sie ließ sich eine seiner Visitenkarten geben und schrieb Herrn Wilibald Sprackers Adresse auf. „Mein Schwager muß seiner Geschäfte wegen in der Nähe der Börse wohnen,“ fügte sie hinzu, „und er hat sich noch nicht für einen Platz wegen der Villa, die er sich bauen lassen will, entscheiden können.“

Sie hielt es für notwendig, dies hinzuzusetzen, damit der Graf keinen Anstoß an der Wohnung Herrn Sprackers im Zentrum der Stadt nähme. In Wahrheit existirte die Villa bis jetzt nur in der Phantasie der Frau Friederike Spracker.

„Danke unterthänigst, gnädige Frau!“ sagte der Graf, indem er die Visitenkarte einsteckte. „Werde nicht versäumen, meine Aufwartung zu machen. Wann wird Fräulein Tochter kommen?“

„Ich denke, zu Anfang Oktober. Vorläufig sind Sprackers noch in der Schweiz.“

Der junge Graf nahm wirklich Abschied, ohne daß er sich zu einem entscheidenden Wort hätte hinreißen lassen, obwohl die Frau Generalin es so einzurichten wußte, daß er zuletzt noch fast eine halbe Stunde mit Eva allein blieb. Er wußte in diesem Zeitraum nichts Besseres zu thun, als ihr ein Rennen in Hoppegarten zu beschreiben und ihr zu sagen, daß er sich kolossal freuen würde, wenn er sie dort sehen und ihr alles zeigen könnte.

„Du bist ein einfältiger Schlaukopf!“ dachte die

Frau Generalin ärgerlich, als er das Haus verließ. Sie sah, daß er in Eva verliebt war, und sie wußte aus langer Erfahrung, daß die allzu bedächtigen Leute in der Liebe kein Glück haben.

Eva war zu Anfang ganz zufrieden damit, daß der Graf weg war. Schließlich war es lästig gewesen, Komplimente und gewundene Liebeserklärungen eines Verehrers anzuhören, für den sie sich nicht erwärmen konnte, und dem sie die stete Furcht anmerkte, sich zu weit zu engagiren. Als aber nun nach einigen Tagen auch ihr Bruder Otto wieder abreiste und das Haus so still ward, als auch Edgar sich nicht wieder sehen ließ, empfand sie eine große Leere. Es war immerhin hübsch gewesen, täglich Bouquets von einem Grafen zu bekommen und sich von einem Mann umschmeicheln zu lassen, der den Neid aller jungen Mädchen der ganzen Stadt gegen sie erregen mußte. Nun war das vorbei, und Eva fühlte sich niedergedrückt von dem Gedanken, daß sie doch nicht Liebenswürdigkeit genug besitze, um einen Anbeter dauernd zu fesseln. Edgar schenkte ihr keine Beachtung, der Graf begnügte sich mit Courmacherei. Freilich waren die beiden nicht mit einander zu vergleichen. Nur Eitelkeit und die niedrigeren Eigenschaften ihres Wesens verbanden sie mit dem Grafen, dagegen zu Edgar zog sie mehr und mehr ein Gefühl, wogegen sie vergeblich ankämpfte, da es der innersten Seele, dem nach dem Lichte ringenden köstlichsten Teil ihres Selbst entquoll.

In dieser Eintönigkeit, welche sie nun mit bleiernen Schwingen umhüllte, bot es ihr den einzigen Trost, daß ihre Mutter davon sprach, sie solle Sprackers in Berlin besuchen. Das bot doch eine angenehme Abwechslung, um so mehr, als sich die Anfertigung besserer Kleider und Hüte mit diesem Plan notwendig verknüpfte.

Edgar seinerseits hatte an jenem Tage, wo er dem Grafen begegnet war, mit Schrecken gesehen, in welcher Gefahr er sich befand. Alle Stürme seines Innern waren erwacht. So hatte er sich also über sich selbst getäuscht! An der Eifersucht, die ihn ergriff, hatte er entdeckt, wie übel es mit der Kraft seines Herzens bestellt war. Und wem hatte er dies Herz geöffnet, das er so gern nur der Liebe zur Erkenntnis geweiht hätte? — Einem Wesen von oberflächlicher Art, einem Mädchen, das sich in seiner Sinnesart durch nichts von dem ganz gewöhnlichen Schlag unterschied, einer jungen Dame, die von der blanken Uniform, dem gräflichen Titel und dem seichten Geschwätz des ersten besten hingerissen ward. Welch ein Jammer, daß die Natur dieses innerlich hohle Geschöpf doch mit solchen Reizen der Erscheinung ausstatten mußte! Diese sprechenden Augen, dieses entzückende Mienenspiel, diese Anmut der Bewegungen, diese herrliche Stimme, dieser trügerische, seelenvolle Vortrag im Gesang!

Vergeblich bemühte er sich, an der geschichtlichen Arbeit, welche er für Friedrich Schottmüller besorgte,

noch Interesse zu finden, umsonst war sein Bemühen, sich von den hohen Ideen göttlicher Männer der Vergangenheit erheben zu lassen über die Mühsal des Irdischen hinaus. In fieberhaftem Eifer durchpflügte er den steinigen Acker philosophischer Erörterungen, stieg er in die Tiefen des dunklen Heraklit hinab, verglich er Hegel mit den Eleaten und durchwanderte er die Irrwege der Sensualisten. Aus der Trockenheit der Kantschen Kritik der Vernunft stieg ihm, ehe er es dachte, ein entzückendes Bild hervor: Evas liebliche Erscheinung, und ließ ihn bemerken, daß er dachte, ohne doch zu denken.

Er besaß einen heimlichen Schatz, ein köstliches Gut, das er noch von niemandes Augen hatte erblicken lassen: seine Sammlung von Gedichten. Sie waren ein Abbild seines Lebens; er hatte in heiteren und trüben Stunden poetisch erklingen lassen, was ihn bewegte. Diese Gedichte, welche er als ein Spiel neben seinen Arbeiten betrachtete, obwohl sie sein eigentliches Sein wiedergaben, lagen jetzt häufig vor ihm; er betrachtete sie mit Schmerz und Lust und fügte ihnen neue Dichtungen hinzu, die in den stillen Stunden seiner Einsamkeit, in sehnsüchtigen Augenblicken, wo der Mond ihn mit seinem Silberlicht umfing, in seiner Seele geboren wurden.

Dazu beschäftigte er sich mit einem andern Werke, das in gleicher Weise ein Geheimnis seines Schaffens war. Er hatte einen Roman geschrieben, worin er

seine Ideen unter dem Vorwand einer Erzählung niedergelegt hatte. Sein Plan war dabei gewesen, dasjenige, was er auf dem Weg einer philosophischen Abhandlung schwerlich zu weiterer Kenntnis würde bringen können, unter lebendigen Bildern aus dem Leben der Gegenwart einem großen Publikum mitzuteilen. Auch von dieser Arbeit wußte niemand, selbst nicht sein Freund Ludwig Cattay, obwohl dieser ihm öfters geraten hatte, Romane zu schreiben. Jetzt nahm er das Manuskript wieder vor und feilte und vervollständigte, in der Hoffnung, seinen Gedanken eine neue Richtung zu geben, nicht in der Absicht, den Roman herauszugeben. Denn er trug eine Scheu davor, sein Herzensleben kundzuthun, jene Scheu des wahren Dichters, welche der Scheu der Jungfrau vor dem Enthüllen ihrer Reize ähnlich ist.

Aber es half ihm alles nichts. Ein Feuertrank hatte sich in seine Adern ergossen und durchdrang all sein Wollen und Können; er ließ ihm keine Ruhe und trieb ihn umher, wie es den armen Masaniello umher trieb, nachdem er an der Tafel des Vizekönigs von Neapel gespeist hatte.

Da entschloß er sich, zu gehen. Er wollte Neustadt verlassen. Er gedachte eine längere Reise zu machen, Italien zu durchwandern und unter jenen Ruinen einer Welt, welche man Rom nennt, den Ruin der eigenen Unerschütterlichkeit zu verschmerzen.

Doch gebot die Höflichkeit, Abschied zu nehmen.

Noch einmal wollte er das Haus der Aristokraten betreten, wollte sich bei dem General entschuldigen, daß er fernerhin nicht mehr an dessen kriegsgeschichtlicher Arbeit teilnehmen könne, und wollte der schönen Fee ein letztes Lebewohl sagen.

Er ging um die Mittagsstunde hin, aber er traf den General nicht zu Hause. Da er ihn selbst sprechen wollte, kehrte er wieder heim, nachdem er hatte sagen lassen, er werde am folgenden Tage kommen. Aber nachmittags erschien ein Billet des Generals, das eine Einladung zum Thee auf denselben Abend enthielt.

„Wird Gesellschaft da sein?" fragte er die Ueberbringerin unschlüssig.

„Nein," erwiderte sie; „es kommt niemand als der Herr Doktor."

Der Herr Doktor war er selbst; die Dienstboten des Generals wie viele andere Leute in Neustadt nannten ihn stets so, da sie voraussetzten, ein Herr, der mit der Feder umgehe, müsse Doktor sein.

„Ich werde kommen!" sagte er.

Er bereute seine Zusage, nachdem das Mädchen gegangen war, aber er hatte nun einmal zugesagt, und er ging zur bestimmten Stunde.

Ein wunderliches Beisammensein war es. Er fühlte sich wie im Traum, als er in der sonst so gemütlichen Ecke des Salons am Theetisch saß und Evas Gegenwart in alle Poren einsog. Er sah sie, er hörte

sie, er fühlte sie, und sie erfüllte sein ganzes Sein. Es kam ihm so vor, als müsse jedermann merken, daß er im Fieber sei. Und er bemerkte auch, daß Eva ihn mit besonderen Blicken betrachtete. Oder irrte er sich darin, und war es allein seine eigene Aufregung, die ihm dies vorgaukelte? Er brachte mit möglichster Unbefangenheit seine bevorstehende Abreise zur Sprache und mußte doch die Augen niederschlagen, als er Evas Blick fühlte. Er dachte, die Wangen müßten ihm brennen und die Augen verräterisch blitzen.

Der General ward sehr betroffen von der Mitteilung.

„Wann werden Sie reisen?“ fragte er.

„Morgen.“

„Sie denken doch nicht lange fortzubleiben?“

„Ich glaube kaum, daß ich zurückkehren werde,“ entgegnete Edgar. „Wenn es mir in Rom gefällt, werde ich dort bleiben.“

„Meine persönlichen Interessen können natürlich bei einem so tiefgreifenden Plan nicht in Frage kommen,“ sagte der General, „aber ich kann nicht leugnen, daß mir Ihre Abreise sehr leid thut.“

„Sie finden wohl eine andere Hilfe,“ versetzte Edgar. „Ich könnte Ihnen einige Namen nennen von Herren, welche für Friedrich Schottmüller arbeiten und mit der Materie vertraut sind.“

Der General ließ sich die Adressen dieser Herren geben, aber er war verstimmt. Es hatte sich so neit

mit Edgar gearbeitet, und er verspürte wenig Lust, einen Fremden in sein Manuskript neu einzuweihen und wahrscheinlich durch Korrespondenz erledigen zu müssen, was sich bis jetzt mündlich so leicht gemacht hatte.

„Ich werde suchen, mir allein zu helfen," sagte er sich.

Als der Augenblick des Abschieds kam, fühlte Edgar sich sehr befangen, aber er nahm sich zusammen, um eine lächelnde Miene zu zeigen. Die Frau Generalin entließ ihn mit einigen kühlen, aber freundlichen Worten. Sie war so zufrieden damit, daß dieser junge Mensch, den sie doch nicht ganz ohne Besorgnis sah, für immer scheiden wollte, daß sie die Hoffnung aussprach, ihn nach seiner italienischen Reise wieder in Neustadt zu sehen. Da zog ihn der General noch beiseite und fragte ihn wegen eines Werkes über die Pläne des großen Kurfürsten hinsichtlich der Kolonisation Afrikas. Als dieser Punkt erledigt war, gaben ihm Klara und Olga freundlich die Hand zum Abschied. Es that ihnen leid, daß er gehen wollte, und sie betrachteten ihn mit einem gewissen Verständnis. Nur Eva war nicht anwesend. Sie mußte verschwunden sein, während er mit ihrem Vater sprach. Er hätte nicht nach ihr fragen können, ohne sich zu verraten, denn er fühlte, daß ihm das Herz bis in den Hals hinauf schlug. So ging er denn.

Aber als er die Treppe hinabgestiegen war und

sich zur Hausthür wandte, bemerkte er, daß die gegenüberliegende Thür, welche zum Garten führte, offen stand. Dort schien das Mondlicht herein, und in der offenen Thür stand eine Gestalt, in einen dunklen Plaid gehüllt. Er erkannte sofort Eva, noch bevor sie mit leiser Stimme sagte: „Herr Schubert!“ Ein eigentümlicher Klang vibrirte in diesen Worten, und voller Erstaunen trat Edgar auf sie zu.

Sie glitt, als er vor ihr stand, schweigend davon, in den Garten hinein, und er folgte ihr nach. Dann, als sie sich zwischen den Laubgängen befanden, deren herbstlich gefärbte Massen jetzt gleichmäßig vom hellen Himmelsglanz überstrahlt wurden, blieb sie stehen und sagte mit leidenschaftlichem Ton:

„So wollen Sie also wirklich abreisen und Papa mit seiner Arbeit im Stich lassen?“

Er war sehr verwundert. Sie hatte bisher noch niemals irgend ein Interesse an ihres Vaters Arbeit zu erkennen gegeben.

„Ihr Herr Vater wird leicht eine andere Hilfe finden,“ erwiderte er. „Ich habe ihm mehrere Adressen zu diesem Zweck gegeben.“

„Und Sie wollen eine weite Reise unternehmen, eine Reise, deren Ende gar nicht abzusehen ist?“

„Eine Reise nach Italien geht wohl nicht in die Unendlichkeit, obgleich ich gestehen muß, daß ich noch nicht weiß, ob ich hieher zurückkehren werde.“

„Und alles, was Sie begonnen haben, Ihre jetzige

Beschäftigung, Ihre Arbeit für Friedrich Schottmüller, Ihre philosophischen Studien, das wollen Sie alles aufgeben?"

„Ich fühle, daß mir diese Reise notthut. Sie wird meinen Gesichtskreis erweitern, und sie ist auch eine Art Studium, und nicht die schlechteste Art, fremde Länder und Völker kennen zu lernen."

„Ich erinnere mich, daß Sie mir einmal gesagt haben, das eigentliche Leben des Menschen spiele sich in seinem Innern ab, und die äußeren Verhältnisse und Erlebnisse seien gleichgiltig."

„Das ist wahr. Aber es gibt doch Einflüsse, welche das innere Leben bedrohen und fördern können. Ich kann wohl sagen, daß ich nicht des Vergnügens wegen oder aus Neugierde reise, sondern ein tiefes Bedürfnis fühle, die Bedingungen meiner Existenz zu ändern."

„Das ist eine augenblickliche Laune. Sie stören Ihre Carrière. Was Sie begonnen haben, brechen Sie ab. Sie handeln gegen die Grundsätze, welche Sie sonst bekannt haben. Sie können Großes und Nützliches leisten, wenn Sie hier bleiben. Sie haben mir selbst gesagt, der Schriftsteller solle ein Lehrer unter seinem Volke sein. Nun brechen Sie auf und wollen ziellos in der Welt umherschweifen."

„Wo wir auch sein mögen, wir erfüllen unsere Bestimmung, wenn wir nur uns selbst treu bleiben," sagte er ernst und mit dem Ton tiefer Ueberzeugung.

„Ich kann nicht mir selbst treu bleiben, wenn ich länger hier verweile.“

Sie preßte die Lippen zusammen, sah ihn schweigend mit ihren sprechenden Augen an und erhob die gefalteten Hände bis zur Brust.

„Wenn ich doch nur Worte finden könnte, die Macht über Sie hätten!“ sagte sie nach einer Pause.

Wie ihr Blick zu seinem Herzen drang und wie ihre Geberde und ihre Worte ihn erregten!

„O, Ihre Worte haben nur zu viel Macht über mich!“ sagte er mit erstickender Stimme.

„Sie sollten nicht gehen!“ fuhr sie eindringlich fort. „Ich weiß recht gut, weshalb Sie reisen wollen. Es ist nicht der Drang nach fernen Ländern und überhaupt nicht der Grund, den Sie anführen. Ueberall können Sie sich selber treu bleiben. Sie verbergen Ihre wahren Gründe.“

Ein leidenschaftliches Wonnegefühl durchglühte ihn; er vergaß seine Philosophie, die Ziele seines Strebens, alle seine Bedenken und sah nichts mehr als dies entzückende Geschöpf, das ihn zu bleiben bat. Er preßte ihre kalten Hände, die sie, noch gefaltet, hatte niedersinken lassen.

„O, ich könnte wohl bleiben,“ flüsterte er, „wenn ich nach einem verlockenden Glück jagen wollte, das mich vielleicht nur narrt und mich selig macht, um mich desto tiefer zu stürzen. Das wissen Sie, das ist es, was ich Ihnen nicht zu sagen brauche.“

„Was ich weiß, ist nur, daß Sie mich immer gering geschätzt und getadelt haben. Sie zeigten mir immer Vorbilder, die weit über mir standen, so daß ich mir selbst unbedeutend und schlecht vorkam, so gern ich Ihnen auch gefallen hätte.“

„Mir gefallen? Sie hätten mir gefallen wollen? Durfte ich so kühn sein, das zu denken? O gnädiges Fräulein, treiben Sie keinen Spott mit mir! Durfte ich denn bei Ihrem kalten und abweisenden Benehmen gegen mich eine solche Vermutung hegen? Nicht einmal ein Lied gönnten Sie mir, obwohl ich Sie darum bat, und vor jenem Herrn sangen Sie so wunderbar schön.“

„Und Sie merkten nichts? So kurzsichtig sind die gelehrten Leute?“ fragte sie heftig. Und mit hingebendem Ton, indem sie wiederum ihren bezwingenden Blick auf ihn richtete, fuhr sie fort: „Merkten Sie denn nur nicht, daß ich zornig war, weil Sie sich nichts aus mir machten, während es mich gegen meinen Willen zu Ihnen zog?“

„Eva, Eva!“ rief er mit leisem, innigem Ton, umfaßte sie in höchstem Entzücken und drückte sie an seine Brust. „Meine holde, über alles Geliebte!“

Sie lehnte sich willig an ihn, gab dem Umschlingen seiner Arme nach und wandte ihr Gesicht ihm zu. Er berührte ihre Lippen mit den seinigen und fühlte sich wie in einem Traum himmlischer Seligkeit.

Doch sollte diese erste beglückende Umarmung nicht

ungestört bleiben. Im obern Stock des Hauses öffnete sich eines der noch erleuchteten Fenster, und die Stimme der Frau Generalin wurde vernehmbar.

„Eva," rief sie, „bist Du draußen?"

Edgar ließ die Teure los.

„Ihre Mama!" sagte er.

Eva zauderte eine Sekunde unschlüssig, ob sie antworten sollte.

„Ach," sagte sie dann, „wir wollen sie rufen lassen. Ich werde nachher ausgezankt werden, aber das macht nichts."

Er schlang seinen Arm um ihren Leib und führte sie tiefer in den Garten hinein, wo es unmöglich sein mußte, vom Hause aus gesehen zu werden.

„Ich bin ein blinder Thor, Du hast recht," sagte er. „Ich merkte nichts, ich glaubte, daß ich Dir zu gering sei. Im unfruchtbaren Grübeln über mein Ich vergaß ich die Wahrheit des Lebens. Nur die Wahrheit wähnte ich zu lieben und ward ein blinder Egoist. Nun weiß ich, was des Lebens höchsten Preis bietet, mit den Flammen meiner ganzen Seele umfasse ich Dich. In Dir ist die Weisheit, in Dir ist das Glück!"

„Bist Du nur der Weisheit nicht zu sehr ergeben, Edgar?" fragte sie schelmisch. „Wirst Du nicht entdecken, daß ich nur ein einfältiges irdisches Geschöpf bin? Oft habe ich gedacht, daß Du meiner doch bald satt werden würdest, wenn wir uns auch wirklich fänden.

Du hast so hohe Gedanken und gar so ideale Anschauungen, ich bin ein ganz gewöhnliches Wesen. Bist Du sicher, daß Du mich auch wirklich lieben kannst?“

„Meine Liebe zu Dir ist wie ein Feuer,“ entgegnete er. „Es würde mich verzehrt haben, wenn Du nicht in Deiner lieblichen und hoheitsvollen Gnade Erbarmen mit dem armen Sklaven gehabt hättest. Du sangest einmal das Lied von jenem Sklaven aus dem Stamm der Asra, und ich dachte, es sei auf mich geschrieben. Nun aber hat sich das Angesicht der Erde verändert und auch das Angesicht des Himmels. Ein König bin ich, bin fast ein Gott. In Dir ist aller Weisheit Erfüllung, und ich besitze Dich, Du meine göttliche Jungfrau!“

„Du denkst zu hoch, Du schätzest mich in übertriebener Weise,“ sagte sie kopfschüttelnd. „Denke an mich als an ein Mädchen, das sehr in der Gewöhnlichkeit des Alltagslebens steht. Göttliche Wesen werden nicht ausgezankt, weil sie ohne Erlaubnis in den Garten gelaufen sind. Ich fürchte, Du verklärst mich zu sehr. Du hast ein Ideal in Deiner Seele, und da Du mich nun liebst, machst Du mich Deinem Ideal ähnlich. Du wirst Dich aber später enttäuscht finden, wenn Du mich näher kennen lernst und einsiehst, daß wenig Ideales an mir ist.“

„Das denke nicht! Einen wahrhaft kurzsichtigen Blick würde ich ja beweisen, wenn ich nicht zu

entdecken vermöchte, daß aller Ideen Kern von der allmächtigen, gütigen Natur in die Seele des edlen Weibes gelegt ist für den, der, von Liebe durchglüht, dieses Weib begreift. Nur sage ich Dir, daß ich von eifersüchtigem Charakter bin. Ich könnte niemals den Gedanken ertragen, daß Du mir nicht ganz angehörtest. Ich wiederhole Dir, daß meine Liebe eine Flamme ist. Sie müßte Dich und mich verzehren, wenn sie nicht zum höchsten Glück führen sollte. Laß Dir gestehen: ich habe niemals lieben wollen. Ich habe mich immer vor der Liebe gefürchtet. Sie ist ein Wahnsinn, wenn sie sich auf ein anderes Ziel als die Gottheit selbst richtet. Nun aber hat mich doch dieser Wahnsinn befallen. Mein ganzes Sein richtet sich auf Dich. Wehe uns, wenn das Ziel nicht das ganze Streben umschlösse!"

„Eva!" rief es wieder vom Hause her.

„Das ist Olga!" sagte sie, den Kopf wendend. „Das Mädchen wird mir nachgeschickt, sie steht in der Thür. Meinetwegen! Wir wollen an die Gartenthür gehen, und wenn Olga kommen sollte, gehen Sie schnell hinaus."

„Sie?"

„Du gehst hinaus," sagte sie schmeichelnd. „Und dann kommst Du morgen abend um diese Zeit wieder an die Gartenthür."

„Warum solche Heimlichkeit, meine Geliebte? Ich werde morgen früh zu Deinem Vater gehen und um Deine Hand anhalten."

„O ja nicht!" entgegnete sie erschrocken.

„Nicht?" fragte er befremdet.

„Es wäre noch zu früh. Es könnte alles verderben. Später ja. Aber meine Eltern müssen erst darauf vorbereitet werden."

„Vorbereitet?"

„Natürlich!" sagte sie ungeduldig. „Meinst Du, meine Eltern würden entzückt davon sein, daß ich so plötzlich — ich begreife nicht, daß Du das nicht einsiehst."

„O ja, Deine Eltern haben eine gute Partie für Dich im Auge. Ihr seid eine adelige Familie, ich bin nur ein Schriftsteller."

„Thorheit! Wie kannst Du so reden! Aber folge mir! Um unseres Glückes willen bitte ich Dich, vorsichtig zu sein. Du kannst morgen wieder einen Besuch machen; Du erfindest einen Grund, warum Du nicht abreisest. Du kommst, so oft Du willst, und suchst meinen Papa zu gewinnen. Nachher wird sich dann alles finden. Aber jetzt nicht, glaube mir!"

„Nimmermehr!" erwiderte er in äußerster Erregung. „Ich möchte ja von den glänzenden Sternen selbst, die dort oben über unseren Häuptern wandeln, die Krone des Lebens herunterholen, um meine Stirn zu schmücken. Die Krone des Lebens ist mir aber Deine Liebe. Nichts von Heimlichkeit! Ich bin zu stolz auf Dich, aber auch zu stolz auf mich selbst. Alles oder nichts! Entweder Deine Liebe anerkannt

vor aller Welt oder eine Entsagung, die mir das Herz zerspalten und eine Furche darin graben wird, welche geeignet ist, das Samenkorn der Liebe zum All aufzunehmen und zum Wachstum zu bringen. Siehst Du, Geliebte, ich bin nun vor die Wahl gestellt: Gott oder die Welt. Du bist die Welt, Du bist das irdische Glück. Dich will ich ganz besitzen, nichts soll mein Glück mir schmälern; über aller Häupter Höhe hinaus will ich mein Haupt tragen. Oder aber, wenn Du Dich schämst, auch vor der Welt mir anzugehören, wenn Deine Familie in ihren Vorurteilen stärker auf Dich wirkt, als meine Liebe es vermag — dann Verzicht auf alles irdische Glück und eine weltverachtende Einsamkeit, in der ich Gott allein diene."

So sehr Eva von Liebe erfüllt war, so glücklich das Bewußtsein seiner Leidenschaft sie machte — die stürmische Ausdrucksweise, die Exaltation Edgars berührten sie mit einer Art von Scheu, gleich als strecke sich eine Hand aus einer andern Welt nach ihr aus. Wie fremd war doch dies Denken dem Kreise ihrer Gedanken und Empfindungen!

„Wie seltsam Du nur sprichst!" sagte sie. „So bin ich also irdisch und mache Dich von Gott abwendig? Bin ich denn so schlecht? Gewiß verachtest Du mich, weil ich auf Dich gewartet und Dir das Geständnis meiner Liebe zuerst entgegengebracht habe. Oder kann man denn nicht lieben und doch fromm sein?"

Er lachte, als sie so sprach, und schloß sie in seine Arme.

„Wie sangest Du doch einmal?“ sagte er scherzend; „‚O du Kindermund, o du Kindermund, unbewußter Weisheit froh!‘ Sei ruhig, ich verehre Dich, ich bete Dich an. Aber morgen rede ich mit Deinem Vater. Ein viel zu köstlicher Schatz bist Du mir ja, als daß ich die Zeit und den Raum zwischen Dich und mich könnte treten lassen.“

„Gut denn, wenn Du es durchaus willst,“ sagte sie mit einem Seufzer der Resignation. Sie dachte darüber nach, was er mit dem „Kindermund“ habe sagen wollen, und war nicht weit davon entfernt, dies übelzunehmen. Denn sie war doch alt genug, um nicht mehr zu den Kindern gerechnet zu werden. Vor vier Jahren schon war sie konfirmirt worden. Aber sie wollte sich lieber nicht in weitere Erörterungen einlassen. Immer neue Punkte zweifelhafter Art tauchten ja dabei auf, und außerdem rief Olga von neuem.

„Gute Nacht,“ sagte sie, „auf Wiedersehen! Gehe jetzt, es ist Zeit. Meine Schwester könnte uns sehen.“

Sie waren nahe der Gartenthür, und nach einer schnellen letzten Umarmung eilte er hinaus. Glückstrunken, ohne zu wissen, wohin die Füße ihn trugen, strich er auf den vom Mond beschienenen Wegen dahin, wanderte in der Irre und hätte Bäume und Steine umarmen mögen.

Eva indessen hüllte sich fest in ihren Plaid und schritt der Schwester, welche herangekommen war, mit der harmlosesten Ruhe entgegen. Auf deren verwunderte Fragen entgegnete sie mit der größten Fassung, daß es im Garten sehr schön sei, und ebenso konnten droben im Zimmer weder Vater noch Mutter eine Spur von irgend etwas Ungewöhnlichem an ihr entdecken.

Siebentes Kapitel.

Edgar hatte sich aus der glänzenden, jubelerfüllten Nacht erst nach dem ersten Hahnenschrei in sein Bett begeben, geschlafen, als ob sein Geist im Himmel sei, und war mit frischer, hoffnungsfreudiger Thatkraft erwacht. Aber das sagte ihm doch das Tageslicht, daß sein Leben nunmehr eine andere Gestalt bekommen müsse, daß ihn die Anforderungen des Berufes strenger in Anspruch nehmen würden, und daß er anfangen müsse, an die Bedingungen seiner Existenz mit mehr Sorgfalt zu denken. Sobald er seinen Koffer ausgepackt und den Inhalt seiner Bücherkisten wieder in die Regale gebracht, auch seiner Wirtin gesagt hatte, er werde vorläufig noch bleiben, begab er sich in das Schottmüllersche Geschäft und traf dort neue Verabredungen. Seine Reise sei aufgeschoben, erklärte er, deshalb möge man ihm fernerhin die Arbeit ins Haus und nicht nach München, wie vordem bestimmt worden war, zuschicken. Gegen Mittag ging er alsdann in das Haus, wo die Angebetete wohnte, und ließ sich beim

General anmelden. Ihm war fieberhaft zu Sinne, und es war ihm lieb, daß er keine der Damen auf dem Vorplatz traf.

Der General war verwundert, ihn wiederzusehen, schien sich aber zu freuen, als Edgar ihm mitteilte, er gedenke noch in Neustadt zu bleiben, und rückte dem jungen Gelehrten einen Armsessel neben seinen Schreibtisch.

Edgar brachte sein Anliegen vor, wobei er sich über den eigenen Mut wunderte. Denn die anfängliche hochpoetische Begeisterung wich mehr und mehr vor der Prosa der Wirklichkeit, welche schon aus den Stühlen und Tischen des Arbeitszimmers, noch mehr aus der militärischen Erscheinung des alten Herrn zu sprechen schien.

Der General hörte mit freundlichem Ernst die Erklärung des jungen Herrn an, daß er sein Herz an Eva verloren habe und sein höchstes Glück in der Erlangung ihrer Hand erblicke, aber eine gewisse Verlegenheit, ein Schatten der Befremdung war doch in dem gebräunten Antlitz zu entdecken.

„Mein junger Freund," sagte er nach einer Pause des Nachdenkens, „Ihre Eröffnung kommt mir so überraschend, daß ich mich an diesen Gedanken, der mir so ganz neu ist, erst gewöhnen muß. Vor allem möchte ich Sie fragen, welcher Art denn Ihre Stellung ist, welche Carrière Sie vor sich zu haben denken und welche Mittel Sie besitzen. Wir kennen uns ja schon

seit mehreren Monaten, aber unsere Bekanntschaft ist nicht so nahe, daß ich mir hievon ein deutliches Bild machen könnte. Wer aber daran denkt, einen eigenen Hausstand zu gründen, muß des Fundamentes sicher sein, worauf er bauen will."

„Gewiß, Herr General. Ich habe das auch überlegt," entgegnete Edgar. „Ich besitze ein kleines Vermögen, das mir jährlich etwa zweitausend Mark Zinsen abwirft, und dazu gedenke ich durch meine Arbeit genug zu erwerben, um ein bescheidenes, aber sicheres Auskommen für eine Familie zu haben."

„Sie sind in einer beneidenswerten Lage, mein lieber junger Freund, daß Sie ein unabhängiges Vermögen besitzen," sagte der General freundlich. „Aber ich kann mir doch keine rechte Vorstellung davon machen, wie Ihre fernere Carrière sein wird. Sie nehmen mir das nicht übel. Alle jungen Männer haben doch ein bestimmtes Ziel, einen vorgezeichneten Weg im Leben. Offiziere und Beamte haben doch eine bestimmte Bahn, worauf sie sich bewegen und worin sie es zu etwas bringen, eine gewisse Position erreichen können. Wie denken Sie sich das hinsichtlich Ihrer Laufbahn?"

Diese Bemerkungen und Fragen regten schon Edgars Stolz auf.

„Ganz recht," sagte er, „alle anderen, und besonders die Offiziere und Beamten, haben eine bestimmte Laufbahn vor sich, bringen es mit Fleiß und Glück zu Vermögen, werden Generale und Präsidenten,

erringen neben den Titeln auch wohl Orden. Das ist bei mir anders. Ich werde immer Edgar Schubert bleiben, keinen Titel, keinen Orden jemals bekommen. Dafür aber sind alle andern nur Diener ihrer Vorgesetzten und der Verhältnisse, in denen sie leben, Sklaven ihres Berufes, gewiß aber Sklaven der Zeit, die sie in ihrem unaufhaltsamen Fortgang gleichsam mit der Geißel antreibt, so daß sie sich immer bemühen, immer arbeiten müssen. Ich aber bin ein freier Mann, gehorche niemand als meinem eigenen Willen und werde auch nicht einmal von der Zeit angetrieben, da ich nur dann schreibe, wenn ich etwas zu sagen habe. Ich bin niemands Diener, außer der Idee, denn der Idee allerdings bin ich gehorsam."

Der General bewegte mißbilligend den Kopf. Er war dem jungen Schriftsteller geneigt. Er hatte dessen Intelligenz und Arbeitskraft schätzen gelernt, aber durch die heutigen Eröffnungen wurde er doch besorgt gemacht. Er wollte nicht gleich durch eine kurze Abweisung dieser bedenklich gewordenen Verbindung ein Ende machen. Dazu schätzte er Edgar zu hoch, sagte sich auch, daß ein Mann mit einigem Vermögen von einem Vater mit drei unversorgten Töchtern nicht so ohne weiteres abgewiesen werden dürfe. Aber er hätte die Angelegenheit gern verschoben und auf eine sanfte Weise aus dem Wege geräumt.

„Zweitausend Mark festen Einkommens sind in unserer Zeit nicht viel," sagte er.

„Ich habe mein Kapital in preußischen Staatspapieren angelegt. Wenn ich es anders anlege, kann ich eine weit höhere Verzinsung erreichen.“

„Es ist ein alter Erfahrungssatz,“ sagte der General, der dabei an seine Unterhaltung mit der alten Gräfin denken mußte, „es ist eine feststehende Thatsache, daß mit der Höhe der Zinsen die Unsicherheit des Kapitals wächst.“

„Es gibt Schriftsteller, die jährlich das Zehnfache und Zwanzigfache dieser Summe einnehmen,“ entgegnete Edgar mit zuckendem Munde. „Wenn es auf das Geldverdienen ankommt, schätze ich mich nicht ungeschickter als jene Herren.“

Wie weit war er doch, indem er so sprach, schon von seiner idealen Höhe hinuntergestiegen! Er setzte es schon in die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit, um Geld zu schreiben, während er so klar erkannt hatte, daß ganz notwendigerweise das Wertvolle der Menge fremd und deshalb auch unbelohnt, unbezahlt bleiben müsse. Dieser Vorwurf durchzuckte sein Gehirn, während er doch jetzt dem General gegenüber sich selbst herausstreichen und als eine annehmbare Partie hinstellen mußte.

„Das sind ungewisse Aussichten, gewiß ist doch nur Ihre Einnahme aus Ihrem Vermögen,“ sagte der General. „Sie haben doch kein Gehalt, keine Pension! Doch wir wollen darüber hinweggehen. Ich bin nicht so engherzig, daß ich hieran haften bleiben

sollte. Sie sind ein thätiger, begabter Mann, noch jung, voller Kenntnisse. Sie können es mit gutem Willen schon zu etwas bringen. Nur für den Augenblick bitte ich Sie, keine bestimmte Zusage von mir verlangen zu wollen. Zunächst muß ich mit meiner Frau darüber reden. Wir werden sehen. Da Sie jetzt hier bleiben, kommen wir leicht zu einer späteren Zeit auf die Sache zurück. Sie sind noch jung, Eva ist kaum aus den Kinderschuhen. Haben Sie sich eine sichere Stellung errungen, so sind Sie mir als Schwiegersohn willkommen."

Edgar fühlte sich eigentümlich befangen. Er war gedemütigt. Nicht den General allein, die gesamte Welt mit ihren ihm wohlbekannten Ansichten sah er als Gegner vor sich. Sein stürmischer Mut wich vor der überlegenden Vernunft. Wenn er sich jetzt beleidigt zeigte, so hatte er Eva verloren. Er wollte sich den Umständen fügen, um nur die Geliebte zu behalten, und so ging er gegen seine ursprüngliche Absicht auf die Einwürfe des Generals ein. Er erwog mit dem wohlwollenden alten Herrn noch in längerer Unterhaltung die Aussichten und Verhältnisse des Schriftstellerberufs, und als er endlich, bedeutend ernüchtert, das Haus verließ, war verabredet worden, daß der General ihm nach vorheriger Besprechung mit seiner Frau und Eva selbst mitteilen solle, wann er seinen Besuch wiederholen dürfe.

Eva befand sich währenddessen mit ihren Schwestern und ihrer Mutter im gemeinsamen Wohnzimmer, und

da es hier bekannt geworden war, daß Herr Schubert beim Vater sei, fand sie gute Gelegenheit, ihre Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit zu zeigen. Denn ihr klopfte das Herz. So hatte er es doch gewagt, wie er gestern gesagt hatte.

Es war einige Verwunderung bei der Nachricht entstanden, daß Herr Schubert, der doch Abschied genommen hatte, wiedergekommen sei.

„Was er nur will?“ fragte Olga, indem sie ihre Schwester Eva mißtrauisch ansah.

Eva antwortete nichts.

„Hast Du ihm denn gestern nicht auch Adieu gesagt, Eva?“ fragte die Frau Generalin.

„Natürlich,“ entgegnete sie. „Das Abschiednehmen ging doch ins allgemeine.“

„Ja, Du warst aber im letzten Augenblicke verschwunden, um Dich im Garten herumzutreiben, wo Du Dich vermutlich erkältet haben wirst,“ sagte die Frau Generalin. „Mir ist diese Geschichte noch nicht ganz klar.“ Sie ließ ihre Handarbeit ruhen und blickte Eva prüfend an. Es kam ihr ein Verdacht, der nahe an die Wirklichkeit streifte. „Hast Du ihm etwa draußen Adieu gesagt?“ fragte sie.

Eva erhob ihre schönen dunklen Augen mit einem Blicke der Verwunderung zu der Mutter Gesicht.

„Wie sollte ich ihm denn draußen Adieu sagen? Es ist mir nicht eingefallen,“ entgegnete sie mit dem Tone einer leichten Entrüstung.

„Vielleicht hat er nicht genug Reisegeld und läßt sich von Papa noch etwas dafür bezahlen, daß er ihm bei seinem militärischen Werke geholfen hat," sagte Klara, indem sie diese Vermutung aus den eigenen Erfahrungen bei ihrem Taschengeld ableitete.

„Das fehlte auch noch, daß dafür Geld ausgegeben würde. Geld einbringen wird es ja nie," warf die Frau Generalin mit einer Miene der Geringschätzung ein, die ihren Gemahl sehr gekränkt haben würde, wenn er sie hätte beobachten können.

Unter leichtem Wortgefecht, wie es unter den Damen der Familie von Birkhausen oft vorfiel, verging noch fast eine halbe Stunde, während deren Eva mit gespanntem Ohr auf jedes Geräusch von draußen her lauschte. Dann vernahm sie das Oeffnen und Schließen von ihres Vaters Thür, einen sich entfernenden Schritt, und bald nachher trat der General herein, sah sie mit forschendem Blick an und rief der Frau Generalin.

„Was gibt es denn nur für Geheimnisse?" fragte diese, indem sie ihrem Gemahl in sein Zimmer folgte.

„Etwas ganz Unerwartetes," sagte der General bedächtig und mit einem Zögern, das in seiner Kenntnis vom Charakter seiner Frau begründet war. „Herr Schubert war bei mir."

„Das weiß ich. Aber was ist denn das Unerwartete?"

„Es scheint so, als ob wir doch nicht scharfblickend genug in Betreff unserer Eva und Herrn Schuberts

gewesen wären. Zwischen beiden hat sich etwas angesponnen, und Herr Schubert hat um Evas Hand angehalten."

Die Frau Generalin hatte sich auf das Sofa gesetzt und der Eröffnung ihres Mannes mit kritischem Blick entgegengesehen. Als sie aber diese Mitteilung hörte, sprang sie, wie von einem Schuß getroffen, in die Höhe.

„Evas Hand?" fragte sie. „Bin ich nicht bei Sinnen, oder bist Du es nicht?"

„Aber Franziska, welche Aufregung! Ist denn das ein Grund, so zu erschrecken?"

„Evas Hand? Und gerade jetzt? Gerade jetzt?"

„Was ist denn natürlicher, als daß sich ein junger Mann in ein hübsches Mädchen verliebt?"

„Gerade jetzt? Gerade jetzt?" rief sie wieder.

„Nun, und warum betonst Du denn gerade das Jetzt?"

„Aber Mann, siehst Du denn nur nicht? Hörst Du denn nur nicht, was um Dich her vorgeht? Jetzt, wo von einem Tage zum andern der Graf von Brenkenheim seinen Antrag machen kann? Hoffentlich hast Du den unverschämten Menschen gehörig abgewiesen."

„Meine liebe Franziska," sagte der General ernst und nachdrücklich, „ich muß Dich dringend bitten, Dich zu mäßigen. Daß Du Dir in den Kopf gesetzt hast, Graf von Brenkenheim müßte Eva nehmen, habe ich allerdings bemerkt. Aber, offen gestanden, ich habe

aus unserem Verkehr mit den Brenkenheims keine günstige Meinung weder von dem jungen Grafen noch von Deinem Urteil gewinnen können. Diese Verbindung besteht nur in Deiner Phantasie, und ich denke nicht daran, meine Tochter irgend jemand seines Titels und Geldes wegen an den Hals zu werfen. Schuberts Antrag läßt sich hören, heutzutage sind die Männer selten, die um ein vermögensloses Mädchen werben, und ich muß Dich bitten, die Sache mit demselben Ernst zu überlegen, wie ich es thue, und ohne leidenschaftliche Ueberstürzung."

Die Frau Generalin blickte ihren Gatten nur mit einem langen erstaunten und erzürnten Blick an, dann lief sie zur Thür und rief in gellendem Tone: „Eva!"

Eva erschien. Die Frau Generalin schloß hinter ihr die Thür.

„Du hast gestern abend ein Rendezvous mit Herrn Schubert im Garten gehabt!" so fuhr sie ihre Tochter an. „Ohrfeigen hast Du verdient! Aber das bessert an der Sache nichts. Gestehe! Was habt ihr zusammen verabredet?"

Eva trat einen Schritt zurück, und ihr Blick kreuzte sich mit dem ihrer Mutter, wie der Degen des Fechters sich mit dem seines Gegners kreuzt.

„Warum hast Du denn nichts von Ohrfeigen gesagt, als Du es so einrichtetest, daß ich mit dem Grafen von Brenkenheim Rendezvous hatte?" fragte sie.

„Ungeratenes Kind! Wie kannst Du in einem

Atem den Grafen von Brenkenheim mit einem hergelaufenen Menschen vergleichen, der mit seiner Feder sein täglich Brot verdient, nichts ist und nichts hat!"

„Ich vergleiche sie ja gar nicht, Mutter," antwortete Eva stolz. „Denn wenn ich die beiden vergleichen wollte, wo bliebe da Dein teurer Graf?"

„Was willst Du damit sagen?" fragte die Frau Generalin wahrhaft verwundert, da sie sich gar nicht denken konnte, daß Eva nicht trotz ihrer Verirrung von den Vorzügen des Grafen vollständig überzeugt sein sollte.

„Ich will damit sagen, daß Herr Schubert hoch über dem Grafen steht. Er ist durch seinen Geist ausgezeichnet, in seinem kleinen Finger steckt mehr, als der ganze Graf wert ist."

„Das Mädchen ist von Sinnen!" rief die Frau Generalin entsetzt.

„Ich denke nicht, daß wir hier mit Heftigkeit weiterkommen," warf der General ein. „Es ist sehr unrecht von Dir, Eva, daß Du Dich ohne Wissen Deiner Eltern in ein Verhältnis mit Herrn Schubert eingelassen hast. Das bezeugt einen unbotmäßigen und leichtfertigen Sinn bei einem so jungen Mädchen. Deine Pflicht war es, bei Deiner Unerfahrenheit keinen derartigen Schritt ohne den Rat Deiner Mutter zu thun. Aber da es nun einmal so weit gekommen ist, glaube ich nicht, daß heftige Scenen etwas nützen, und ein Verbrechen ist es auch nicht, daß Herr Schubert



— „Sie setzte sich auf ihr Bett und sah nachdenklich zum Fenster hinaus.“
(S. 173)

eine Neigung zu Dir gefaßt hat. Hat er doch insofern ehrenhaft gehandelt, als er sogleich zu mir gekommen ist und mir alles gestanden hat. Wie ..."

„So nimmst Du also Partei gegen mich?" rief die Frau Generalin ihrem Manne zu.

„Ich nehme durchaus keine Partei. Ich sage nur, daß eine so wichtige Angelegenheit ruhig überlegt sein will. Herr Schubert ist ein rechtlicher Mann und hat rechtliche Absichten. Ich aber lege den größten Wert auf den Charakter eines Mannes. Ob er Graf oder Schriftsteller ist, kommt bei mir erst in zweiter Linie in Betracht. Geh jetzt auf Dein Zimmer, Eva, ich werde mit Deiner Mutter besprechen, was zu thun ist."

Eva hielt es für das Klügste, nichts weiter zu sagen. Sie war froh, daß ihr Vater sich verhältnismäßig gnädig zeigte. Sie ging hinaus, begab sich in ihr Schlafzimmer, schloß die Thür, um nicht von ihren Schwestern gestört zu werden, setzte sich auf ihr Bett und starrte nachdenklich zum Fenster hinaus. Sie war stolz darauf, sich so entschlossen gezeigt zu haben, und wünschte nur, daß Edgar es auch recht einsehen möchte, was sie alles für ihn thäte. Er hatte ihren Rat nicht befolgt, und es war so gekommen, wie sie gefürchtet hatte. Aber sie zürnte ihm deshalb nicht. Hatte er doch durch seine Unklugheit einen Beweis seiner großen Liebe und seines Stolzes gegeben. Gleichwohl war eine gewisse Ernüchterung nach der leidenschaftlichen Erregung und dem Glücksgefühl des vergangenen

Abends bei ihr eingetreten. Die Erörterung der That, die nun, vom Licht des Tages beschienen, offen dalag, streifte das Romantische derselben ab, wischte gleichsam den Farbenstaub von den Flügeln des Schmetterlings. Sie mußte sich gestehen, daß es, vom weltlichen Standpunkt aus gesehen, eine Thorheit war, alle Aussicht auf den Grafen und alle Aussicht auf eine glänzende Zukunft überhaupt beim ersten Eintritt in das Leben aufzuopfern. Ihre Einbildungskraft malte ihr eine kleine Wohnung mit einem einzigen Dienstmädchen vor, eine Wohnung mit Möbeln von braun lackirtem Tannenholz, Ueberzüge aus Cretonne und Jutevorhänge, sowie einen Schreibtisch, woran ihr Mann mühsam das tägliche Brot verdiente. Dagegen erschien im Hintergrund Schloß Brenkenheim, neu eingerichtet, mit seidenen Möbeln und funkelnden Kronleuchtern, Lakaien in Livree und einem Vierspänner vor dem Portal. Doch nein, auch in einer Hütte und unter einem Strohdach würde sie Edgar lieben. Nur mußte er es auch wissen, welche Opfer sie ihm brachte, mußte stolz auf sie sein und sie stets als ein Wesen verehren, das in idealer Begeisterung vom Thron herabgestiegen war, um ihn zu beglücken.

Inzwischen besprachen sich ihre Eltern und kamen zu einem Entschluß. Der General hob nachdrücklich hervor, daß seine Töchter so gut wie gar keine Mitgift hätten und daß es verkehrt sei, einer bloßen Hoffnung wegen einen soliden Freier von bescheidenen

Verhältnissen abzuweisen. Sein Wille war, Herrn Schubert kein bindendes Wort zu geben, aber ihm doch zu erlauben, daß er seinen Verkehr im Hause fortsetze, damit man sich gegenseitig näher kennen lerne. Habe er dann eine sichere Stellung errungen, so solle der Verlobung und Verbindung nichts im Weg stehen. Die Frau Generalin stritt lange dagegen. Sie wollte, daß dem dreisten jungen Menschen das Haus verboten würde. Aber schließlich gab sie nach, wie dies immer der Fall war, wenn der General seinem Willen ernstlich Nachdruck gab, und tröstete sich mit dem Gedanken, daß sich schon Mittel und Wege finden würden, das fatale Verhältnis zu lösen. Sie baute auf Evas guten Verstand, hoffte, daß diese Liebe nur eine Schwärmerei der ersten Jugend sei, und beschloß, Eva für längere Zeit nach Berlin zu schicken und ihrer Schwester die nötigen Instruktionen zu geben.

Noch an demselben Nachmittag begab sich der General in das Schottmüllersche Geschäft, um Erkundigungen über Edgars Aussichten einzuziehen. An das Wesen der militärischen Hierarchie gewöhnt, betrachtete er Herrn Schottmüller gewissermaßen als Edgars Vorgesetzten.

Herr Friedrich Schottmüller, der früher selbst Offizier gewesen war, empfing den General mit großer Zuvorkommenheit, und dieser setzte ihm auseinander, daß Herr Schubert in nähere Beziehungen zu seiner Familie getreten sei, daß es sich, wie er unter dem

Siegel tiefster Verschwiegenheit mitteile, um die Möglichkeit einer Verbindung seiner ältesten Tochter mit dem jungen Mann handle, und daß er deshalb über dessen Fähigkeiten und Aussichten des Weiterkommens Näheres zu erfahren wünsche.

„Herr Schubert ist ein sehr befähigter und gründlich unterrichteter Mann," antwortete der Chef des Hauses Schottmüller. „Fast möchte ich sagen, er sei zu sehr befähigt für die Arbeit, die er für mich verrichtet. Er ist ein genialer Mensch, und Genie ist kaum notwendig für historische Arbeiten. Ich will ganz offen sprechen, es ist meine Pflicht, Herr General," fuhr er fort, als er die Verwunderung des alten Herrn bemerkte. „In der Literatur gibt es verschiedenartige Kräfte. Es gibt die fleißigen Leute, nämlich die eigentlichen Fachmänner und Gelehrten, welche emsig wie die Bienen an ihrem Spezialfach bauen und wirken, und dann gibt es die Genies, deren Horizont so weit ist, daß es ihnen schwer fällt, sich auf ein einzelnes Fach zu beschränken. Herr Schubert macht seine historischen Arbeiten ausgezeichnet gut, aber ich habe bei ihm doch das Gefühl, daß ihm diese Arbeiten im Grunde nur eine Nebensache — um nicht zu sagen ein Spiel — sind. Wenn ich ein Bild gebrauchen darf, kommt er mir vor wie ein Adler im Käfig. Er hat nicht Raum, seine Schwingen zu entfalten."

Dem General schwebten bei dieser Schilderung gewisse Leichtfüße vor, die er während seiner Dienstzeit

wohl zu beobachten Gelegenheit gehabt hatte, Leute, welche es zu nichts Ordentlichem bringen konnten, weil sie stets zu gut und zu vornehm waren, um ihren Dienst sorgfältig auszuführen. Er machte eine bedenkliche Miene.

„Was ich sage, ist ein Lob und kein Tadel für Herrn Schubert," fuhr der Chef fort. „Findet ein solcher Mann einmal sein richtiges Terrain, so wird er berühmt und reich. Und im übrigen wird er auch in engerer Sphäre, wenn er sich zu beschränken weiß, Tüchtiges leisten."

„Wie ist es denn nun mit einem Schriftsteller in materieller Hinsicht?" fragte der General. „Hat er wohl Aussicht, ein sicheres, reichliches Auskommen zu erwerben?"

„Gewiß, in unserer Zeit der immer stärker anwachsenden Literatur kann jeder Schriftsteller von gediegener Bildung, wenn er fleißig ist, sich ein behagliches Dasein verschaffen."

„In welcher Weise denn ungefähr?" fragte der General.

Der Chef überlegte. Es schien ihm so, als ob dem General daran liege, Herrn Schubert in einem möglichst günstigen Licht zu sehen. Er dachte sich, daß die Verlobung wohl schon eine ausgemachte Sache sei. Er erklärte sich nun, wie es gekommen sei, daß Edgar seine Abreise angemeldet und plötzlich

widerrufen hatte. Es war ihm erwünscht, mit einer so angesehenen Familie in nähere Verbindung zu treten. Das Geschäft selbst mußte an Ansehen in Neustadt wachsen, wenn einer der Angestellten desselben mit der Generalstochter verheiratet war. Daraus konnte ein angenehmer Familienverkehr für ihn selbst und seine Frau erwachsen. Denn er hielt gern Fühlung mit dem Adel. Er beschloß, einen Schritt des Entgegenkommens zu thun.

„Es ist sehr verschieden," sagte er. „Ein Schriftsteller, der gute Verbindungen hat, kann bei einigem Fleiß leicht vier-, fünf-, sechstausend Mark jährlich verdienen. Ein beliebter Romancier verdient wohl das Doppelte davon. Romancier ist Herr Schubert nun nicht, und dann hat die freie Produktion ja auch immer etwas Unsicheres. Arbeitskraft und auch Beliebtheit beim Publikum bleiben sich nicht immer gleich. Das Beste ist immer eine feste Anstellung und daneben noch freies Schaffen. Herr Schubert erhält von mir durchschnittlich hundert Mark monatlich für die Arbeiten, welche er für mich liefert. Aber diese Arbeiten füllen seine Zeit bei weitem nicht aus. Er könnte mir viel nützlicher sein. Ich habe verschiedene größere Geschichtswerke in meinem Verlage, welche naturgemäß mit der Zeit veralten. Sehr gern würde ich jemand engagiren, der fortdauernd und regelmäßig neue Auflagen dieser Geschichtswerke besorgte. Wenn Herr Schubert diese Stelle übernehmen und als

Redakteur bei mir eintreten wollte, so würde ich ihm ein jährliches Gehalt von dreitausendsechshundert Mark dafür zahlen, und er könnte daneben noch dies und jenes verdienen."

„Das wäre vortrefflich!" sagte der General erfreut. „Da sieht man doch etwas Sicheres. Aber wird diese Stellung eine dauernde sein?"

„Voraussichtlich dauernd. Eine bestimmte Garantie kann ich natürlich nicht übernehmen, aber die größte Wahrscheinlichkeit ist dafür, daß Herr Schubert diese Stellung oder eine ähnliche in meinem Hause so lange behalten kann, wie er selbst es wünscht. So lange mein Verlag besteht, gibt es fortlaufende, regelmäßige Arbeit."

Der General überschlug und rechnete. Zweitausend Mark Zinsen, dreitausendsechshundert Mark festes Gehalt — da war Herr Schubert ja eine ganz annehmbare Partie, so gut gestellt wie ein Bataillonskommandeur. Und mit der Zeit konnte er sich auch wohl noch höher schwingen. Wie doch diesen Zivilisten das Geld in den Schoß geschüttet wurde, sagte sich der alte Offizier, indem er an seine lange Dienstzeit und schmale Gage zurückdachte. Er fragte, ob er Herrn Schubert Mitteilung von diesem Anerbieten machen dürfe, und als Herr Schottmüller dies bejahte, drückte er dem Chef herzlich dankbar die Hand und ging hocherfreut von dannen.

Sogleich machte er sich auf den Weg zu Edgar und trat mit freudig hellem Gesicht in dessen Zimmer.

„Mein lieber junger Freund,“ sagte er, ihm beide Hände entgegenstreckend, „ich habe Ihnen heute morgen versprochen, Sie ferner zu benachrichtigen; nun komme ich mit einer guten Neuigkeit.“ Und in der Erwartung, die größte Freude bei Edgar zu erregen, berichtete er über seine Unterredung mit Herrn Schottmüller.

Edgar hatte zunächst mit strahlenden Augen den Besuch des Generals empfangen, aber im Fortgange dieser Mitteilung von Schottmüllers Anerbieten wurde sein Gesicht ernsthaft und richteten sich seine Augen mit traurigem Ausdruck auf die froh bewegte Miene des Vaters seiner Geliebten. Er begriff die Lage. Der ganze Zwiespalt zwischen seinen Idealen und der wirklichen Welt stand deutlich vor ihm. Er hatte selbst schon ernstlich an die Zukunft und an die materiellen Dinge gedacht. Er hatte beschlossen, seinen Roman an Doktor Cattay zu senden, damit dieser ihn verwerte, dazu hatte er an einen Vetter mütterlicher Seite gedacht, der eine Porzellanfabrik besaß und ihm mehreremale schon den Vorschlag gemacht hatte, Edgars Kapital bei seiner Industrie zu verwerten und mit zehn Prozent zu verzinsen. Edgar gedachte ein Stück von seinem Selbst zu opfern und mit einem Teil seines Geistes für die irdische Existenz zu sorgen, mit dem andern Teil aber doch fernerhin der Idee zu dienen und der Philosophie treu zu bleiben. Dieser Vorschlag des Generals traf weit ab von dem Ziele, das Edgar im Auge hatte.

„Herr General," sagte er leise und langsam, „wenn ich eine feste Anstellung hätte haben und mich in die Fessel eines Berufes gewöhnlicher Art hätte schmieden wollen, so würde ich den Doktortitel erworben haben und in das Triebwerk unserer Fakultäten eingetreten sein. Aber das wollte ich nicht. Ich wollte und will die Freiheit meines geistigen Schaffens bewahren. Wie sollte ich mich dazu verstehen, große Bände voller Irrtümer, welche man Weltgeschichte nennt, mit neu entdeckten Irrtümern aufzufrischen und lebendig zu erhalten?! Ein Verleger, der mir monatlich hundert Thaler zahlt, erwartet auch Arbeit dafür, und ich könnte wohl täglich für ihn sechs Stunden am Schreibtisch sitzen. Das fällt mir nicht ein. Und wenn Friedrich Schottmüller mir das Doppelte böte, ich ginge nicht darauf ein. Ich habe nach eigener Wahl einiges von historischer Art kritisch für ihn bearbeitet und habe mich dabei überzeugt, daß Geschichte nichts für mich ist. Ich habe die Absicht, diese Arbeit ganz aufzugeben, aber nicht, sie zu vermehren. Ich danke Ihnen für die gute Absicht, allein ich kann darauf nicht eingehen."

Der General war entschlossen gewesen, Edgars Partei zu nehmen und trotz des Widerstandes seiner Frau auf der Verlobung zu bestehen. Er war dem jungen Mann sehr geneigt, während die Jagd auf den Grafen ihm widerwärtig war und seiner Selbstachtung widerstrebte. Als er aber zu seiner höchsten

Verwunderung diese Entgegnung vernahm, änderte sich seine freundliche Miene. Kalt und gemessen sagte er:

„Sie können nicht erwarten, Herr Schubert, daß ich Ihnen zurede. Das liegt nicht in der Natur der Sache. Aber Sie werden auch nicht erwarten, daß ich unter diesen Umständen Ihre Bewerbung um die Hand meiner Tochter fernerhin unterstütze. Es liegt wohl zu Tage, daß Sie sich nicht so sehr ernstlich mit dem Gedanken an meine Tochter beschäftigen. Es thut mir sehr leid, solche Ansichten von Ihnen zu vernehmen.“

„O nein, Herr General!“ rief Edgar. „Glauben Sie mir, daß kein Gedanke und kein Wunsch bei mir sehnlicher ist als dieser! Meine Bewerbung um die Hand Ihrer Fräulein Tochter ist so ernst und eifrig wie nur möglich.“

„Aber Sie weisen es zurück, dieser Bewerbung eine vernünftige Begründung zu geben. Es mag sein, daß es Ihnen Ernst damit ist, aber, offen gestanden, ich kann kein Glück in der Verbindung meiner Tochter mit einem Manne sehen, der so — wie soll ich sagen? — leichtfertige Ansichten über den Ernst des Lebens hat. Ihr Antrag gibt mir wohl das Recht, meine Meinung in diesem Fall rückhaltslos auszusprechen. Ich erkenne in Ihrer Weigerung, dies vorteilhafte und unerwartet günstige Anerbieten Ihres Chefs anzunehmen, eine Abneigung gegen solide Beschäftigung überhaupt. Sie sprechen von Ihrer Freiheit. Es

gibt eine Freiheit, die über das Maß dessen hinausgeht, was jedem Menschen gut und heilsam ist. Diese Lust an zügelloser Ungebundenheit gibt mir keinerlei Garantie für das Glück meiner Tochter, macht mich im Gegenteil sehr bedenklich. Ich will Ihnen wünschen, daß Sie es niemals zu bereuen haben werden, den Weg zu einer geordneten Lebensstellung verschmäht zu haben."

Der General stand auf.

„Und ist dies Ihr letztes Wort?" fragte Edgar mit beklemmtem Herzen.

„Sie selbst haben die Entscheidung getroffen," antwortete der General unwillig. „Sie dürfen sich nicht wundern, wenn ich Sie nunmehr bitte, auf jeden ferneren Versuch der Annäherung an meine Tochter verzichten zu wollen. Oder wollen Sie sich noch Zeit zur Ueberlegung nehmen?"

„Keine Ueberlegung kann mir weiter helfen," sagte Edgar dumpfen Tones. „Ich sehe ganz klar. Ich habe die Wahl, meine Freiheit, mein Selbst, mein Lebenswerk, oder aber mein Glück zu opfern. Ich kann nicht anders handeln. Ich würde ja nichts mehr wert, nicht mehr würdig sein, Ihre Tochter zu lieben, wenn ich schwach genug wäre, die Treue gegen mich selbst zu brechen. Es bleibt bei dem, was ich gesagt habe."

„Nun denn, es ist Ihre eigene Wahl. Leben Sie wohl, Herr Schubert! Ich bedaure, daß wir in dieser Weise auseinander gehen müssen."

Ein tiefer Seufzer rang sich aus Edgars Brust empor, als der General ihn verlassen hatte, und mit schmerzerfülltem Blick sah er in die Ferne hinaus. So erschien es denn wieder einmal vor ihm, das Bild der Täuschungen des Lebens, des bunten Gaukelspiels des Glücks auf dem Hintergrund weisheitsvoller Entsagung, die — ach! — dem jugendlichen Herzen so schwer fällt.

Inzwischen ging der General starken Schrittes nach Hause und rief die Gattin zu sich in sein Arbeitszimmer.

„Du hattest recht, mein Kind," sagte er mit gerunzelter Stirn, „es ist nichts damit. Welche Einbildung in diesem Menschen steckt — ich meine, welche Meinung er von sich selber hat, wie eingebildet er ist, welcher geistige Hochmut ihn beherrscht, das ist gar nicht zu beschreiben!"

Er teilte der Frau Generalin das Geschehene mit, und sie hörte sehr zufrieden zu.

„Nun wollen wir doch auch gleich Eva unsere Ansicht mitteilen," sagte sie zum Schluß.

Eva ward gerufen, und der General erzählte ihr, welche freundlichen Absichten er mit Edgar gehabt, was er für ihn gethan, und wie dieser es aufgenommen habe.

„Du siehst hieraus, wie es mit dem jungen Herrn und seiner angeblichen Liebe zu Dir bestellt ist," sagte er mit strengem Ton. „Ich erwarte nunmehr von

Deinem Verstand und von Deiner Liebe zu Deinen Eltern, die immer nur Dein Bestes wollen, daß Du Dir jeden Gedanken an ihn aus dem Kopfe schlägst. Für mich ist die Sache vollständig abgethan, und für Dich soll sie es auch sein."

Eva stand aufrecht und mit sinnendem Blick vor ihrem Vater.

„Ich hätte Dir das vorher sagen können," antwortete sie ruhig.

„Was vorher sagen?"

„Daß er eine solche Stellung nicht annehmen würde."

„Wieso? Wie konntest Du das vorher wissen?"

„Er ist nicht wie andere Leute. Es ist etwas in ihm, was gewöhnliche Menschen nicht haben. Als der Bauer das Flügelpferd neben dem Ochsen einspannte, wollte es auch nicht ziehen."

„Flügelpferd oder nicht, ich sage Dir, Eva, Du schlägst Dir den Menschen aus dem Kopf. Vergiß ihn, es ist aus!"

„Mit dem Vergessen geht es sonderbar, lieber Papa. Glaubst Du, ich hätte ihn nicht längst schon vergessen wollen? Schon nachdem er mich zum erstenmal schlecht behandelt hatte? Aber was man vergessen will, steht immer lebendig da, und nur, was man gern behalten möchte, das vergißt man."

„Willst Du damit sagen, daß Du Dich ungehorsam zeigen willst?"

„Laß nur, ich will schon mit ihr reden!“ sagte die Frau Generalin, welche einsah, daß der erwachende Zorn ihres Mannes Eva nur hartnäckiger machen würde. „Komm mit mir, Eva.“

Sie ging mit ihrer Tochter hinaus und redete verständige Dinge mit ihr wohl eine Stunde lang. Eva nickte und mußte der Mutter recht geben. Eine durchaus unpassende Partie war Herr Schubert. Aber als die Mutter, in der Ueberzeugung, guten Samen ausgestreut zu haben, sie allein ließ, setzte sie sich hin und schrieb an Edgar einen langen Brief, worin sie ihm beteuerte, daß sie ihm immer treu bleiben werde.

Achtes Kapitel.

Edgar gedachte in tiefer Traurigkeit sich in sein Schicksal zu finden. Da der General die Beziehungen zu ihm abbrechen wollte, nahm er dessen Entschluß wie einen Schicksalsspruch hin. Er war von so ehrlicher und gerader Gesinnung, daß er nicht daran dachte, hinter dem Rücken der Eltern ein Verhältnis mit der Tochter weiterspinnen zu können. Ehre und Pflicht schienen ihm dies zu verbieten. Im tiefsten Herzen nagte ihm der Schmerz. Ein so schnelles Ende nahm sein erster Versuch, vom Liebesglück zu kosten! Wohin hatte es geführt, daß er nicht stark geblieben war? Dieses junge, unerfahrene, anmutige, entzückende Wesen hatte er unglücklich gemacht und dazu auch sich selbst. Er lud alle Schuld auf sich, er dachte nicht daran, daß doch im Grunde Eva selbst den ersten Schritt gethan hatte. „Sie vielleicht wird sich trösten," sagte er, „aber was wird aus mir? Sie ist eine Erscheinung, der überall die Herzen zufliegen, sie wird in den Triumphen ihres Daseins ihrer

ersten Liebe vergessen. Aber ich werde niemals vergessen. Doch so ist es der Wille der Gottheit. Erst aus dem gebrochenen Herzen keimt die rechte Kraft zu wahrhafter Arbeit hervor. Früh schon will mich der Lenker aller Menschengeschicke von jener Liebe entwöhnen, die auf ein einzelnes Liebenswürdiges unter seinen Geschöpfen gerichtet ist, um mich zu jener Liebe hinanzuziehen, deren Ziel die Wissenschaft ist. Die Erkenntnis der Gottheit allein soll das Ziel meines Trachtens sein."

Edgar beschloß, den Plan seiner Reise nach Italien wieder aufzunehmen. „Meine Traurigkeit wird mir gering erscheinen," sagte er sich, „wenn ich an jener Stätte weile, welche mir das Blühen und Welken großer mächtiger Völker vor Augen führt."

In dieser Stimmung war es ihm eine gewaltige Ueberraschung, als er Evas Brief erhielt. Indem er ihn öffnete, erwartete er zuerst die Bestätigung der Absage des Vaters von der Hand der Tochter zu finden, und die Hand zitterte ihm in der Voraussicht eines neuen Pfeiles, der ihn im Innersten treffen sollte. Als er aber las und wieder las, wurde er tief und freudig erschüttert. Mit einem Schlage nahm die Welt für ihn eine neue Gestalt an. Er stützte den Kopf auf die Hand und ein Lächeln erschien auf seinen Zügen. Zuerst war dies Lächeln der Ausdruck freudigen Stolzes, dann der Melancholie, mit Ironie gemischt. Wie anders war doch dies junge Mädchen geartet als er selbst! Wie viel klüger war sie! Wie

viel praktischer sah sie das Leben an! War er nicht ein großer Thor? Hatte er sich nicht ganz umsonst mit seinen Gedanken abgequält, mit Gedanken, die sich auf eine eingebildete Welt, anstatt auf die Welt der Wirklichkeit bezogen?

Eva schrieb ihm, er würde nun wohl eingesehen haben, wie sehr sie recht gehabt habe. Doch wolle sie ihm nicht zürnen, da sie wisse, daß er nur aus Liebe zu ihr gehandelt habe. Nun seien ihre Eltern böse, aber ihr mache das nichts aus. Niemals würde sie von ihm lassen, wenn er ihr nur treu bliebe. Seine Besuche im Hause dürfe er freilich vorläufig nicht fortsetzen, auch möge er sich drei Tage lang ganz still verhalten. So lange wolle sie auch den Schein vermeiden und sich ganz ruhig benehmen, damit ihre Eltern glaubten, sie habe sich darein gefunden, daß alles aus sei. Vom nächsten Montag an aber möge er jeden Abend, sobald es dämmerig geworden sei, etwa von sechs Uhr abends an, in den Anlagen hinter dem alten Dominikanerkloster spazieren gehen. Sie hoffe, es an einem der Abende vom Montag an möglich zu machen, ihn dort zu sehen.

Dies war der eigentliche Inhalt des Briefes, der in seinen feinen Schriftzügen, die Edgar so lebhaft an die Hand der Schreiberin erinnerten, eine Fülle von jenen thörichten, doch so gern gelesenen Redensarten enthielt, die den Liebesbriefen ihre Länge geben.

Edgar las wieder und wieder und drückte oftmals

das Papier an seine Lippen. Aus seiner Schwermut ging er allmälich immer mehr zu feurigen Entschlüssen über. Denn seine Gedanken entzündeten sich einer an dem andern, entwickelten sich zu einem vollständigen phantastischen Plan, bauten ein Luftschloß auf, das in bengalischem Feuer glühte. Hatte Romeo sich um die Empfindungen der alten Capulets gekümmert, als er seine Julia entführen wollte? Und doch war dies Liebespaar von dem größten Dichter gefeiert worden. Konnte er in zaghafter Bedenklichkeit ein Mädchen wie Eva aufgeben, ein Mädchen, das den Beweis lieferte, daß seine Seelengröße es hoch über die Gewöhnlichkeit spießbürgerlicher Anschauungen erhob? Sollte er an Geistesstärke zurückbleiben hinter diesem liebenden Kinde, das im richtigen Instinkt des reinen Herzens so wohl zwischen dem Wichtigen und Unwichtigen zu unterscheiden wußte und so klar erkannte, daß die Liebe das einzige Köstliche, das einzige Wertvolle des Lebens ist? Eine feine Dialektik wohnte diesem jungen Mädchen inne, so fein, wie nur je ein Philosoph sie besaß. Waren nicht, bei Licht besehen, elterliche Zustimmung, Verlobungsanzeigen, Brautvisiten und die Hochzeit selbst nur äußerliche Zuthaten, welche die Hauptsache, nämlich die liebevolle Vereinigung zweier Menschen, wie ein überflüssiges und oft störendes Beiwerk umgaben? War all dieser philiströse Kram gesellschaftlicher Konvenienz nicht immer von den Heroen der Menschheit und von jenen heiteren Göttern

selbst verachtet worden, die dem Altertum seinen Glanz verleihen?

Edgar beschloß, hinter Romeo nicht zurückzustehen. Wollten die Eltern ihm Eva nicht geben, so wollte er sie auch gegen deren Willen erringen. Waren Eva und er nur eines Sinnes, so mußte ja jeder Widerstand besiegt werden. Und wenn es nicht anders möglich war, so wollte er mit Eva fliehen. Dann würde er mit ihr zusammen nach Italien reisen.

In diesem Entschluß ging er zunächst daran, für seinen Geldbeutel zu sorgen. Er mußte für alle Fälle gerüstet sein. Das Reisegeld, welches er für Italien bestimmt hatte, konnte nur für wenige Monate ausreichen, falls er mit Eva zusammen reiste. Er schrieb deshalb an seinen Vetter und ließ ihn wissen, daß er geneigt sei, sein Kapital bei ihm anzulegen, falls ihm zehn Prozent garantirt würden. „Habe ich anstatt der zweitausend Mark jährlich gegen sechstausend Mark Zinsen," sagte er sich, „so werden wir in Italien herrlich leben können. Es soll dort billiger sein als hier zu Lande."

Auffallend schnell kam Antwort von dem Vetter, und zwar brachte sie der Vetter in Person. Zwar lag seine Porzellanfabrik nicht weit entfernt von Neustadt; in vier Stunden Eisenbahnfahrt war die Entfernung zu durchmessen. Der Vetter meldete sich telegraphisch an und kam an dem Sonntage, der dem sehnlichst erwarteten Montag vorherging. Er brachte

einen Stoß von Papieren mit, woraus er Edgar den guten Geschäftsgang seiner Porzellanfabrik zu beweisen suchte, aber Edgar verstand nichts von kaufmännischer Buchführung und von Inventarien und Kalkulationen. Er dachte während der Darlegung an Eva und Italien. Zuletzt faßte er den Vetter ernstlich ins Auge und sagte:

„Was sind beschriebene Papiere? Du könntest mir, wenn Du wolltest, ja Schwarz aus Weiß und Weiß aus Schwarz machen. Mir gilt der Mann selbst am meisten. Gib mir Dein Wort! Du weißt, daß dieses Kapital mein ganzes Vermögen ist und die Bedingungen meiner Existenz in sich schließt. Kannst Du mir mit gutem Gewissen versichern, daß ich eine sichere Anlage für das Geld bei Dir finde?"

„Aber, mein bester Edgar," rief der Vetter, „würde ich Dir denn jemals einen solchen Vorschlag gemacht haben, wenn ich den mindesten Zweifel hinsichtlich der Sicherheit Deines Kapitals hegte? Bedenke doch, daß meine eigene Existenz ebenfalls auf dem guten Fortgange der Fabrik beruht. Die Chancen des Weltmarktes sind ja unberechenbar. In der jetzigen Zeit kann eine Konjunktur in Amerika oder Australien Einfluß auf die industriellen Unternehmungen in Deutschland haben, aber nach menschlichem Ermessen und gesunder kaufmännischer Berechnung hast Du nichts zu verlieren. Du hast Deine zehn Prozent Dividende, vielleicht sogar im nächsten Jahre zwölf Prozent,

und Dein Kapital bleibt Dir so sicher wie mir das meinige."

„Gut," sagte Edgar, „mir genügt Dein Wort. Nur ein Bedenken habe ich noch."

„Ein Bedenken?" fragte der Vetter mit besorgter Miene.

„Ja. Zehn Prozent sind doch eigentlich Wucherzinsen. Ist es auch recht, so viel zu nehmen?"

„Aber ich wuchere doch nicht!" sagte der Vetter erstaunt. „Dies ist doch ein industrielles Unternehmen!"

„Kommt es denn nicht auf dasselbe heraus?" fragte Edgar. „Du bekommst doch zehn Prozent, die der Arbeiter mit seinem Schweiß bezahlt."

„Ich bitte Dich, Edgar, wie verkehrt! Meine Arbeiter sind die glücklichsten Menschen. Es ist das Geschick des Industriellen, wodurch der hohe Gewinn erzielt wird."

Edgar dachte nach.

„Gut. Du sollst mein Geld haben," sagte er.

Die notwendigen Formalitäten wurden erledigt, der Vetter versprach, Edgar auf dessen eventuelles Verlangen stets eine bestimmte Summe bis zur Höhe der jährlichen Dividende übersenden zu wollen, und reiste vergnügt ab.

Edgar brannte auf das Wiedersehen mit Eva. Es waren jetzt prachtvolle, klare Oktobertage, ein zarter

Duft umschwebte morgens die hochragenden Baumgruppen der Anlagen, und von sechs Uhr abends an begannen die Sterne am tiefblauen Himmel zu glänzen. Zur bestimmten Zeit begab er sich an den Ort des Rendezvous und spähte nach der teuren Gestalt aus. Er war in großer Erregung, das Warten spannte seine Nerven an. Das Rascheln der welken Blätter unter seinen Sohlen dünkte ihn verräterisch laut zu sein. Vielleicht ging er vergeblich und hatte noch öfters wiederzukehren, vielleicht machte strenge Ueberwachung der Geliebten ja überhaupt das Wiedersehen unmöglich. Doch nein, zu seiner großen Freude sah er plötzlich die wohlbekannte Gestalt in der Dämmerung auftauchen und mit leichtem Schritt näher kommen. Ihre Gestalt, ihre Bewegungen waren nicht zu verkennen; sie hatten sich ihm mit einer Macht eingeprägt, der mehr als die gewöhnlichen fünf Sinne zu Gebot zu stehen schienen. Er eilte auf sie zu, und sie trafen sich an einer Stelle, wo der Schatten des Gebüsches und der halb entlaubten Kastanien sie schützend vor den Blicken etwa vorübergehender Leute umfing.

Innig schloß er sie in seine Arme und betrachtete mit Entzücken die schönen Züge und wundervollen Augen der Geliebten. Ihr Gesicht sah blaß aus und ihre Augen hatten einen Ausdruck, der ihm himmlisch erschien. Das matte Licht der Sterne, die Schatten des Abends verliehen ihr einen geheimnisvollen Zauber. Sie unterhielten sich in abgebrochenen Sätzen, sie sprachen

mit einander in jener Sprache der Liebenden, die seit der alten Zeit, wo es zuerst Liebe gab, bis auf unsere Tage herab die süßeste Art des Verkehrs und für die Liebenden selbst ganz verständlich ist. Doch bemerkte Edgar eine Art von Scheu und Befangenheit, die wie der Ausdruck eines ängstlichen Gewissens auf dem jungen Mädchen lag und ihr Benehmen von dem der Julia in der Liebestragödie unterschied. Sie blickte mehrfach zur Seite, sie entwand sich seinem Arm, um zu lauschen, und entzog ihre Lippen seinem Kuß beim Geräusch einer fallenden Kastanie.

„Es ist niemand,“ sagte er beruhigend. „Dies ist ein Weg, der abends ganz einsam bleibt.“

„Ja, aber es ist doch so unrecht von mir, und es wäre schrecklich, wenn es jemand erführe,“ entgegnete sie. „Auch bin ich nur gekommen, um noch Wichtiges mit Dir zu besprechen, und dies ist das erste- und letztemal, daß ich dies thue. Ich mußte ja wohl, es blieb mir kein anderer Weg übrig, und ich kann auch nur ganz kurze Zeit bleiben. Ich habe einen Vorwand gebraucht. Ich bin weggegangen, um Besorgungen für meinen Herbstanzug zu machen, und ich muß gleich wieder fort, damit sie zu Hause nichts merken.“

„Das erste- und das letztemal?“ fragte er betroffen. Der Plan der Entführung und der Reise nach Italien trat bei ihm angesichts dieser Aengstlichkeit in den Hintergrund, kam ihm allzu sanguinisch vor.

Er wurde durch Evas Wesen aus der kühn strebenden Nichtachtung der wirklichen Verhältnisse wieder in den Bann herkömmlicher Anschauungen gezogen.

„Vielleicht nicht gerade überhaupt das letztemal," sagte sie schelmisch, „aber doch hier in Neustadt das letztemal."

„Wieso?"

„Ich reise übermorgen nach Berlin."

„Nach Berlin?"

„Mama will es durchaus. Aber das soll mich nicht hindern, immer an Dich zu denken und Dir treu zu bleiben. Ich werde Dir schreiben und Du schreibst mir auch. Du schreibst postlagernd. Nicht wahr, Du wirst doch schreiben?"

„Wenn es wirklich notwendig sein wird, zu schreiben, so werde ich das gewiß thun. Aber ich hoffe doch, daß dies nicht Dein Ernst ist. Jetzt willst Du abreisen, jetzt, wo wir uns soeben gefunden haben, wo Du allein mir diesen Ort zum erträglichen Aufenthalt machst?"

Edgar sprach mit einem Ton des Vorwurfs, der Eva nicht gefiel. Sie hatte sich wohl gedacht, daß ihm die Reise nicht recht sein würde, und sie war hinsichtlich dieses Punktes mit einem bösen Gewissen gekommen. Es mußte ihm auffallen und ihm schmerzlich sein, daß sie jetzt unmittelbar nach der Verlobung, die freilich im Grund gar keine Verlobung war, abreisen wollte. Aber Eva konnte sich sagen, daß sie

so unendlich viel für Edgar thue, daß er seinerseits sich dies wohl gefallen lassen könne und nicht berechtigt sei, Einwendungen zu machen. Wenn sie in Betracht zog, daß sie seinetwegen auf den Grafen verzichte und daß sie ihren Eltern zum Trotz ihm treu bleibe, während er es verschmäht hatte, eine Stelle anzunehmen, die ihre Verbindung ermöglichen konnte, so kam ihr entschieden ihm gegenüber ein starkes Guthaben zu. Außerdem ging sie gern nach Berlin. Sie hatte sich lange darauf gefreut, und die Anfertigung einer Ausstattung, wie sie sie noch niemals so schön besessen hatte, war ein neuer Beweggrund für sie, ihrer Mutter, welche die Reise schon mit der Tante festgesetzt hatte, willigen Gehorsam zu leisten. Daß sie heimlich in einem Winkel ihres Herzens das Bewußtsein trug, die Mutter wolle in Berlin den Grafen von Brenkenheim wieder auftreten lassen, verschwieg sie vor sich selbst.

„Die Reise ist schon im Sommer mit der Tante Spracker verabredet worden, und es ist ganz unmöglich, daran etwas zu ändern," entgegnete sie kühl.

„Ist diese Reise denn so wichtig? Hängst Du so sehr daran, daß Du darüber das Beisammensein mit mir opfern willst?"

„Unser Beisammensein ist leider, wie jetzt die Verhältnisse liegen, wenig erfreulich, lieber Edgar. Bei Nacht und Nebel vielleicht einmal wöchentlich und dazu die Angst, denn es ist doch ganz unpassend von mir."

Er preßte die Lippen zusammen.

„Es ist wahr," sagte er. „So soll es denn anders werden! Ich werde auch nach Berlin reisen, und dort werden wir uns dann oft und ohne Angst sehen können."

Eva erschrak.

„Auf keinen Fall!" sagte sie. „Dort bin ich womöglich noch strenger überwacht als hier. Wie unpraktisch Du doch bist! Dort in der großen Stadt lassen mich Tante Friederike und Cousine Gabriele keinen Schritt allein auf die Straße thun."

„Es mag sein, daß ich unpraktisch bin," sagte er mit niedergeschlagenem Blick. „Aber nur meine innige Liebe zu Dir läßt mich solche Ideen aussprechen. So bitte ich Dich denn, was Du aber auch wohl für unpraktisch halten wirst, hier bei mir zu bleiben. Geh nicht fort! Und wenn ich Dich selbst nicht sehen soll, so darf ich doch wenigstens den Trost haben, dieselbe Luft mit Dir zu atmen und das Dach von ferne zu sehen, unter dem Du weilst."

Eva war bewegt. Eine Thräne kam ihr in die Augen.

„Wie gern möchte ich immer alles thun, was Du wünschest," sagte sie, „aber es geht ja nicht. Meine Mama würde es nicht erlauben, daß ich hier bliebe, und Tante Spracker würde sehr dadurch beleidigt werden."

„So sei doch stark gegenüber Deiner Mama und beleidige die Tante Spracker!"

„Wie Du Dir das denkst!“ entgegnete sie kopfschüttelnd. „Es wäre ja alles anders, wenn Du auf Papas Vorschläge eingegangen wärest. Dann hätten wir uns richtig verloben können, dann dürftest Du täglich zu uns kommen und alles wäre gut. Aber Du hast es ja nicht gewollt. Ich mache Dir deshalb keine Vorwürfe, ich verstehe Deine Ideen. Aber es ist doch nun einmal so, wie es ist, und Du mußt Dich in Geduld fassen. — O sei nicht traurig,“ fuhr sie mit innigem Ton fort, als sie es in seinem Gesichte zucken sah. „Ich verstehe Dich und ich lese Deine Gedanken, auch ohne daß Du sie aussprichst. Du bist anders als andere Menschen, Du bist ein Genie. — Ich denke immer über Dich nach. Seitdem ich Dich kenne, habe ich kaum noch einen andern Gedanken als Dich. Und ich sage mir oft, daß Du noch nicht auf dem rechten Wege bist, daß Du noch nicht auf dem rechten Feld arbeitest. Du müßtest ja hoch geehrt und gefeiert sein, wenn die Menschen Deinen Geist nur recht erkennen wollten. Wenn ich Romane und Gedichte lese, habe ich die Empfindung, daß Du dergleichen noch viel schöner machen könntest. Ich vergleiche das, was ich lese, mit dem, was Du sprichst und erzählst, und dann kommt mir Deine Unterhaltung viel interessanter vor als meine Lektüre. Du bist ja ein Schriftsteller. Wenn Du nicht die langweilige Geschichte treiben, sondern dichten wolltest, da würdest Du bald beliebt und berühmt in aller Welt werden.

Versuche es, geliebter Edgar, werde berühmt! Dann steht kein Hindernis mehr zwischen Dir und mir!"

Evas Worte berührten Edgar im tiefsten Innern. Ein Wonnegefühl, wie er es in dieser Art noch niemals empfunden hatte, erfüllte ihn. Denn nicht nur Liebe war dies, wie es sonst wohl Liebe gibt und wie er sie in Evas Umarmung kennen gelernt hatte, sondern was ihm selbst noch unbekannt in der Tiefe seiner Seele schlummerte, das ward jetzt erweckt. Der Glaube an die eigene Bedeutung, ein Glaube, der so still und verborgen in ihm lebte und noch keine Stütze in der Behandlung gefunden hatte, welche die Welt ihm zu teil werden ließ, dieser Glaube ward in ihm wachgerufen und zu froher Hoffnung angefacht. Und von dieser Seite, aus dem liebreizenden Mund des holden Mädchens kam die Erweckung. War dies nicht die schönste Beglaubigung? War nicht ihre Liebe selbst der Beweis für die Richtigkeit ihrer hohen Meinung von ihm? Nicht etwa seine Stellung im Leben, nicht etwa seine Schönheit hatten ja diese Liebe bei ihr erweckt. Er wußte wohl, wie gering er in dieser Hinsicht dastand. Sondern, wenn sie ihn liebte, so liebte sie ihn, weil seine geistige Kraft sie anzog und fesselte, weil die Schönheit seiner Seele sie entzündete. Hohe Begeisterung erfüllte ihn und ließ seinen früheren Gedanken, mit Eva vereint der ganzen übrigen Welt zu spotten, wieder zu neuer Kraft aufleben. Ja, er war ein Dichter, das wußte er nun. Das schönste Los

war ihm beschieden, über die Häupter der gewöhnlichen Sterblichen dahin trug ihn des Gottes Apollo geflügelter Schritt. Welche Kraft beseelte ihn, welcher Sieg winkte ihm! Was gab es Herrliches auf Erden, das er der Geliebten nicht würde zu Füßen legen können?!

In seiner stolzen Begeisterung vergaß er, was er sonst gewußt und was er seinem Freunde Ludwig gegenüber ausgesprochen hatte, daß nämlich, um den Beifall der Menge zu erringen, der Dichter selbst der Menge ähnlich werden müsse, und daß er selbst deshalb auf den Lorbeer des Dichters zu Gunsten der Philosophie verzichten wolle. In diesem Augenblick sah er nur den Triumph vor sich, den er durch seine Gedichte und durch seinen Roman erringen könnte, sobald er sich entschließen würde, diese geheimen Schätze der Welt zu offenbaren.

„Wirklich, liebste Eva,“ sagte er, „Du glaubst das? Aber zur Muse selbst wirst Du mir ja, teure Heißgeliebte, und nicht mehr habe ich nötig, wie Homer es that, die Muse anzurufen, daß sie niedersteige. Laß Dir sagen, daß ich bereits gedichtet habe. Niemand weiß es, niemand hat meine Dichtungen noch gesehen. Aber in Deine Hand will ich sie niederlegen. Und nicht nur dies, sondern mich selbst lege ich in Deine Hand. Du bist mein Schicksal. Höre mich, ich habe meinen Plan. Die Welt versteht uns nicht, was kümmert uns die Welt! Wir beide sind uns

eine Welt für uns. Gehe mit mir, wir wollen diesen öden Ort verlassen! Schließe Dich an mich an, verlaß mich nicht, sondern folge meiner Führung! Wir wollen —"

„Was meinst Du? Was wollen wir?" fragte Eva, welche glaubte, nicht recht verstanden zu haben.

„Ich meine, daß wir thöricht handeln würden, wenn wir uns noch länger den Mißhandlungen von Menschen aussetzen wollten, die uns nicht verstehen. Laß uns entfliehen! Alles ist vorbereitet; sage nur Ja, und wir reisen zusammen nach dem schönen Süden ab, nach Italien, dem ungestörten Glück unserer Liebe entgegen!"

Eva senkte den Kopf, ihr Busen wogte, und sie schwieg, indem sie nach Atem rang.

„Wie ich Dich liebe!" sagte sie dann. „Wie ich Dich liebe um dieser großen Thorheit willen! Du bist ja zu einzig! Wie ganz anders bist Du doch als andere Leute!" Und dann lächelte sie und machte sich sanft aus seinen Armen los. „Was denkst Du nur, Du thörichter Mann?" fuhr sie fort. „Wir sollten entfliehen? O Du schwärmerischer Geist! Welche seltsamen Träume Du hast!"

„Seltsame Träume?" fragte er, wie aus dem Himmel herabgestürzt.

„Gewiß! Was denkst Du denn nur? Was würden denn wohl meine Eltern sagen und die ganze Stadt?! Wenn Du es nicht wärest, so würde ich ja

ganz böse werden müssen. Aber kann ich Dir böse werden, während ich doch weiß, wie unpraktisch Du als Dichter bist! Aber Deine Gedichte mußt Du mir geben. Ich brenne darauf. Du mußt sie mir nach Berlin schicken."

„Liebe Eva," sagte er ernst, „unpraktisch nennst Du mich nun schon zum zweitenmale. Aber, glaube mir, wenn ich wirklich ein Dichter bin, so bin ich auch nicht so gar unpraktisch. Denn die Dichter sehen klar, und nur weil sie alles von einem höheren Standpunkt aus sehen, erscheinen sie der Menge so. Weil sie das Wichtige von dem Nebensächlichen zu unterscheiden wissen, deshalb erscheinen sie dem gewöhnlichen Menschen fremdartig."

Eva zuckte die Achseln.

„Da gehöre ich also zur Menge und zu den gewöhnlichen Menschen," sagte sie. „Ich bitte, laß uns hierüber nicht weiter reden. Zeige, daß Du ein Dichter bist, mache Deinen Namen berühmt, dann werden meine Eltern nichts gegen unsere Verbindung einzuwenden haben. Und, hörst Du — Himmel, da schlägt es! — welche Zeit ich hier verweilt habe, und ich wollte nur fünf Minuten bleiben! — also hörst Du: sende mir Deine Gedichte. Ich schreibe Dir von Berlin und teile Dir mit, nach welchem Postamt Du adressiren sollst. Das muß ich nämlich erst mit meiner Cousine verabreden."

Als Edgar dies hörte, bemächtigte sich seiner eine

tiefe Melancholie. Zunächst sagte er sich, daß Eva wahrscheinlich recht haben werde und daß er selbst einen ganz unannehmbaren Vorschlag gemacht haben müsse. Er tadelte sich, daß er Gedanken nachgegangen sei, welche dem reinen Empfinden eines edlen weiblichen Herzens widerstrebten. Er machte sich den Vorwurf, daß er in einer Anschauung lebe, die nicht für die Zeit und die Verhältnisse passe, worin er doch nun einmal lebe. Dann aber tröstete er sich wieder ein wenig mit der Hoffnung, daß er doch im Grunde wohl das Richtige erkannt habe und daß nur eine erklärliche Geistesschwäche bei dem in Vorurteilen aufgewachsenen jungen Mädchen es verhindere, ihm zu folgen. Glaubte er doch fest an ihre Liebe. Er wollte geduldig sein, er wollte Nachsicht haben, denn das kam dem Stärkeren zu. In seiner Liebe zu Eva wollte er ihr in allen Stücken nachgeben und baute darauf, daß sich doch noch der Weg zum Glück finden werde. Die schnellen Gedanken, welche durch sein Gehirn eilten, stellten ihm in wenigen Sekunden einen neuen Lebensplan vor: er wollte fleißig an neuen Werken sein und jenen Ruhm erringen, von dem Eva gesprochen hatte; dann, wenn er einen Namen unter den geistigen Größen erlangt haben würde, mußte ihm der erhoffte Siegespreis werden.

Er antwortete deshalb nachgiebig, wenn auch in schwermütigem Ton, und nach wiederholten Liebesbeteuerungen trennten sich beide. Eva eilte dem

elterlichen Hause zu, und er irrte noch lange unter dem herbstlichen Himmel umher, überlegte seinen Roman, entwarf Pläne zu neuen Schöpfungen, welche ihn berühmt machen sollten, und wob sich ein aus Liebe und dichterischen Ideen gemischtes Gebilde, das ihn über die niederschlagende Wirklichkeit hinausführte.

„Ich besitze es doch, was so köstlich ist!“ rief er sich selbst in seinen Zukunftsträumen zu.

Eva war währenddessen in einer gemischten Stimmung und voll Erregung. Edgars Vorschlag einer heimlichen Flucht brannte in ihrem Herzen nach, und obwohl sie denselben weit von sich wies, konnte sie sich doch nicht enthalten, darüber nachzudenken, wie wunderlich schön die so ganz unerreichbare Reise nach dem Süden mit dem Geliebten sein müsse. Erst die Sorge für ihren Koffer, für den Schließkorb und die Reisetasche führte sie zu Hause wieder in die Prosa zurück. Es galt, alles richtig zu verpacken, damit die neuen Kleider nicht zerdrückt wurden, und es mußte an so viele Kleinigkeiten gedacht werden. Die Schwestern waren voll Neid. Eine so reizende Ausstattung und die Reise nach Berlin! Ihre Bemerkungen darüber, ihr Bedauern, in Neustadt zurückbleiben zu müssen, machten Eva wieder recht klar, wie schön doch die Welt sei. Ob sie sich Gabriele ganz anvertrauen durfte? Es war doch himmlisch, sich in Berlin amüsiren zu können und dabei doch alles Amusement nur als ein nebensächliches Spiel betrachten zu können,

weil eine treue, edle Liebe ihr Herz erfüllte. Ob der Graf wohl in Berlin erscheinen würde? Eva zuckte bei dem Gedanken zusammen. Sie wußte ganz genau, daß der Graf erscheinen würde. Sie war nicht so kurzsichtig, daß sie nicht durchschaut haben sollte, was der wichtigste Zweck ihrer Reise war. Wenn ihre Mutter auch nichts gesagt hatte, so wußte Eva doch so genau, was mit der Tante Spracker verabredet worden war, als wenn sie die ganze Korrespondenz gelesen hätte. Aber der Graf sollte sich sehr irren. Wenn er sich unterstehen sollte, wieder mit seinen halb klaren Anträgen zu kommen, würde sie ihn schön ablaufen lassen. Welch ein Triumph würde es sein, wenn er wirklich einen offenen Antrag wagen sollte und sie ihm dann lächelnd und kalt sagen könnte, er sei zu spät gekommen. Gab es ein stolzeres Gefühl als dies, daß man einen Grafen abwies, weil man einen armen Dichter liebte? Und dann später sollte Edgar alles erfahren. Wie dankbar er ihr dann sein würde und wie stolz auf seine Geliebte, wenn er erführe, welches Opfer sie für ihn gebracht habe!

Mit solchen Gedanken reiste Eva nach Berlin, und sie war so sehr in ihrem Innern beschäftigt, daß ihr die vierstündige Fahrt gar nicht lang erschien. Wohlgemut stieg sie aus und fand Onkel und Tante Spracker, sowie die Cousine Gabriele in der Bahnhofshalle auf sie wartend. Es gab herzliche Umarmungen und Küsse und hundert Fragen und Antworten in der hastigen

Weise von Leuten, die das Reisegepäck und die Kleinigkeiten der praktischen Einrichtung nicht über ihren Herzensergüssen verabsäumen wollen.

Onkel Spracker hatte doch einen recht ruppigen Bart, dachte Eva, als er sie küßte. Und wie wenig elegant er neben seinen Damen aussah! Niemand hätte ihm seine Millionen angesehen. Und dazu redete er so weise, ehe man sich noch gegenseitig nach dem Befinden erkundigt hatte.

„Was hast Du für Gepäck, Eva?“ fragte er nach dem ersten Anlauf. „Einen Koffer und einen Schließkorb außer dem Handgepäck? Da thun wir am besten, wir übergeben die beiden großen Stücke dem Bureau zur Besorgung und gehen zu Fuß. Es ist ja so angenehm, nach der langen Fahrt zu gehen.“

„Aber, Wilibald, wenn Eva nun heute abend noch das Gepäck braucht?“ sagte seine Frau. „Was kann denn eine Droschke kosten?“

„Liebe Friederike, es ist mir nicht um das Geld,“ sagte Herr Spracker, „aber ich halte es vom nationalökonomischen Standpunkt aus für falsch, zwei Mark zu geben, wo man dasselbe für eine Mark erreichen kann. Ich habe Dir das oft gesagt. Man muß Grundsätze haben, von denen man auch in Kleinigkeiten nicht abgeht. Schopenhauer sagt mit Recht, daß man einen Menschen schon nach seiner Handlungsweise in der geringsten Kleinigkeit beurteilen kann, weil sich der Charakter unter allen Umständen als

derselbe zeigt. Ein Geschäftsmann, der unnötigerweise zehn Pfennig ausgibt, wird meiner Ueberzeugung nach seine Laufbahn mit einem Bankerott beschließen, und —"

Eva hörte die Fortsetzung nur noch undeutlich, denn Gabriele hatte sie am Arme gefaßt und führte sie unter lebhaftem Plaudern, ohne auf den Vater zu hören, im Menschenstrome weiter. Wie glänzend doch das elektrische Licht war im Vergleich mit den trüben Gasflammen des Bahnhofs in Neustadt! Gabriele nahm die Leitung der Angelegenheiten selbst in die Hand. Sie rief einen Kofferträger herbei und nahm eine Droschke erster Klasse, ohne sich um ihren Vater zu bekümmern, der in lebhaftem Wortwechsel mit der Mutter nachfolgte. Herr Spracker war schlechter Laune, als er ankam und die Art der Abfahrt bemerkte.

„Wenn wir fahren wollten, so hätten wir besser die Pferdebahn genommen, welche viel schneller fährt," brummte er, und er wollte nicht mit einsteigen, sondern zu Fuß gehen und noch etwas besorgen.

„Da kannst Du die Droschke gleich vorher bezahlen," sagte Gabriele.

Herr Spracker that dies mit sichtlichem Widerstreben, und Eva ward von diesem Empfang peinlich berührt. Sie hatte sich den Onkel Millionär doch anders vorgestellt und zog aus dem ganzen Vorgang ungünstige Schlüsse für ihren ferneren Aufenthalt.

„Es war auf der ganzen Schweizer Reise so.

Man muß ihn gewähren lassen und sich nicht darum bekümmern, sondern thun, was man für gut hält," sagte Gabriele, welche auf Evas Gesicht deren Gedanken las.

Der Wagen rasselte durch die Straßen und hielt nach einer Viertelstunde vor einem großen Hause in der Königstraße. Es ging zwei Treppen hinauf, und Eva sah sich neugierig in der Wohnung der reichen Verwandten um. Die Zimmer waren groß und ziemlich elegant dekorirt, aber Eva fand, daß ihnen die Behaglichkeit fehle, welche den viel kleineren Räumen daheim in Neustadt eigen war. Sie waren wenig harmonisch eingerichtet, so daß Eva das Gefühl hatte, die einzelnen prächtigen Stücke unter den altmodischen Möbeln möchten dem Onkel Spracker nur mit Schwierigkeit abgekämpft worden sein. Das behaglichste Gemach war noch Gabrielens Zimmer, in welchem Eva mit der Cousine gemeinsam wohnen sollte.

Als Gabriele hier mit ihr allein war, fiel sie ihr um den Hals und flüsterte ihr zu:

„Ich weiß alles. Mädchen, was hast Du für Geschichten gemacht! Du mußt mir alles erzählen."

„Wieso — was meinst Du?" fragte Eva.

„O, ich weiß, Du hast eine Liebe. Wie himmlisch! Leugne nicht! Ich stehe auf Deiner Seite."

„Aber was weißt Du? Ich verstehe gar nicht."

„O, ich weiß. Die Tante hat es der Mama

geschrieben. Ich habe die Briefe gelesen. Mama hat kein Geheimnis vor mir. Ich habe sie mir gezogen. Du bist hieher geschickt, um den reizenden Menschen zu vergessen und Dich mit dem Grafen von Brenkenheim zu verloben. Es ist ja ein wahrer Roman. Hast Du ein Glück! Du mußt mir erzählen, wie das gekommen ist. Ich merkte schon so etwas, als wir bei euch waren. Hat er Dir denn eine richtige Liebeserklärung gemacht? Wie war denn das?"

„Nun," sagte Eva, „da Du das weißt, will ich vor Dir weiter kein Geheimnis haben. Noch dazu, da Du es nicht richtig weißt. Meine Mama mag die Absicht haben, daß ich mich mit dem Grafen von Brenkenheim verloben soll. Aber ich bin verlobt, und —"

„Du bist verlobt?"

„Allerdings bin ich verlobt, wenn auch nur heimlich. Ich bin mit Edgar Schubert verlobt und werde keinen andern nehmen."

„Eva!" rief Gabriele in Bewunderung.

„Meine Eltern wollen es nicht zugeben, aber ich werde ihm treu bleiben."

„Und was ist es mit dem Grafen von Brenkenheim?" fragte Gabriele in höchstem Neid.

„Der Graf hat mir ein wenig den Hof gemacht, aber meine Mama irrt sich, wenn sie denkt, daß er ernstliche Absichten hätte. Das heißt," fügte sie mit einer gewissen Eitelkeit hinzu, „wenn ich nur gewollt hätte, wäre ich längst mit ihm verlobt."

„Gib acht, er wird schon kommen," sagte Gabriele, welche sich gewaltig darauf freute, daß ein Graf Besuch machen würde. „Er wird schon wiederkommen. Ich habe es aus den Briefen Deiner Mama herausgelesen. Dies ist ein Plan. Alles ist abgekartet."

„Mag es abgekartet sein, ich weiß, was ich will. Uebrigens glaube ich auch noch gar nicht, daß der Graf kommen wird."

„Das muß man abwarten."

„Was sollte ihn bewegen, zu kommen? Wir sind damals sehr kühl geschieden. Wahrscheinlich hat er schon längst ein neues Interesse. Ein Mann wie er hat ja so viel Gelegenheit."

Dies sagte Eva mit einem heimlichen Bedauern der Möglichkeit, daß der Graf wirklich ein neues Interesse haben sollte. Hier bei ihren Verwandten, unter so veränderter Umgebung, vor ihrer Cousine, von der sie mit offenbarer Bewunderung wegen ihrer Erlebnisse angesehen wurde, regte sich doch der Stolz auf die Bewerbung des Grafen. Wie mußte es hier imponiren, wenn wirklich Graf Breukenheim sich sehen ließ! Es war ja keine Gefahr dabei. Sie war ihres Herzens sicher, und seitdem sie von Edgar entfernt war, erschien seine Persönlichkeit ihr mit erhöhtem Reiz. Wie sehr unterschied er sich doch von allen den gewöhnlichen Menschen, die sie bis jetzt auf der Reise gesehen hatte! Er war wie ein verkleideter Prinz. Aber Graf Breukenheim brachte so vieles mit

sich, was die Augen der Welt blendete. Gabriele hatte recht: man mußte es abwarten. Und wenn er dann kam, so konnte sie doch nicht unhöflich gegen ihn sein. Warum sollte sie es sich nicht gefallen lassen, sich von ihm den Hof machen zu lassen? Das würde ihrem Aufenthalt in Berlin doch einen besondern Reiz verleihen.

Sie schrieb sogleich an Gabrielens Schreibtisch ein Billet an Edgar, worin sie ihm mitteilte, daß sie glücklich angekommen sei und daß er seine Gedichte schicken möge. Er solle sie postlagernd an das Hauptpostamt in der Königstraße adressiren.

Sie hatte mit Gabriele die Wege dieser heimlichen Korrespondenz verabredet, und Gabriele war sehr entzückt von dem Gedanken, eine heimliche edle Liebe unterstützen zu können. Die jungen Mädchen machten sich selbst auf, um das Briefchen zur Post zu befördern, und waren zurück, ehe noch Herr Spracker zum Abendessen erschienen war.

Neuntes Kapitel.

Im Spraclerschen Hause schien hinsichtlich des Verkehrs in der Familie ebensowenig Harmonie zu herrschen wie hinsichtlich der Ausstattung der Zimmer. Dafür hatte Eva gleich beim Abendessen, als sie, angeregt von dem lebhaften Treiben auf der Straße, von der Besorgung des Liebesbriefes zurückgekehrt war, ein deutliches Beispiel.

Herr Spracker war nicht in rosiger Stimmung, und der Grund war nicht allein die teure Fahrt vom Bahnhof her. Er machte kein Hehl aus seiner Verstimmung und ließ sich durch die Gegenwart seiner Nichte nicht abhalten, über intime Angelegenheiten zu sprechen.

„Wie ist das nur, liebe Friederike," sagte er während des Essens, „hast Du denn die Halbachsche Rechnung nicht bezahlt?"

Frau Spracker tauschte einen schnellen, verstohlenen Blick mit ihrer Tochter aus.

„Ei gewiß, lieber Mann," entgegnete sie mit dem

Ausdruck der Verwunderung. „Nicht wahr, Gabriele, Du warst doch dabei, als ich Halbach das Geld brachte?“

„Gewiß, Mama!“ antwortete Gabriele.

„Hm, hm,“ machte Herr Spracker, „dann begreife ich wirklich nicht. Ich ging eben bei Halbach vor, um ihm zu sagen, daß er künftig alle Rechnungen an mich selbst, an die Firma, adressiren sollte. Denn ihr Weiber versteht nichts von Geschäften. Ihr bezahlt alles zu teuer. Wenn ich die Rechnung bezahle, ziehe ich stets fünf Prozent ab, wie das auch bei dem Profit, den Halbach nimmt, ganz in der Ordnung ist. Also ich spreche bei Halbach vor, um ihm das zu sagen, und da übergibt er mir sogleich die Rechnung von neunhundertdreiundsiebenzig Mark fünfzig Pfennig, von der ich doch annehmen mußte, daß Du sie bezahlt hättest. Hier ist sie. Wie kommt denn das? Ich hatte Dir doch fünfzehnhundert Mark für verschiedene Posten gegeben, unter denen auch die Halbachsche Nota war.“

„Das muß eine unordentliche Buchführung bei Halbach sein,“ entgegnete Frau Spracker entrüstet. „Wie kann der Mann Dir die Rechnung noch einmal geben? Ein solcher Irrtum! Denn ich habe ganz bestimmt bezahlt.“

„Sei doch so gut, liebe Friederike, und hole die Quittung, daß ich sie gleich dazu lege und morgen damit zu Halbach gehe,“ sagte Herr Spracker.

„Ich will sie Dir nachher geben. Sie liegt in meinem Schreibtisch.“

„Du solltest sie doch lieber jetzt gleich holen, liebe Friederike, damit die Sache nicht vergessen wird. Einer der ersten Grundsätze bei allen Geschäften ist, daß man nichts aufschiebt, was sich auf der Stelle erledigen läßt.“

„Ach, ich bitte Dich, laß mich in Frieden mit Deinen Geschichten!“ rief Frau Spracker heftig. „Kann man denn nicht einmal, wenn Besuch da ist, sein Abendbrot ungestört essen?“

„Aber, liebste Friederike, liebste Friederike!“ sagte er, „ich begreife gar nicht, welche Erregung über eine solche Kleinigkeit in Dich fährt! Uebrigens muß ich sagen, daß es mir praktisch zu sein scheint, den geschäftlichen Verkehr mit Halbach ganz abzubrechen, wenn solche Unordnungen bei ihm vorkommen. So etwas darf nicht passiren. Vorausgesetzt, daß Du Dich nicht etwa irrst. Denn ich machte Halbach darauf aufmerksam, daß Du schon bezahlt haben müßtest, und da zeigte er mir seine Bücher, aus denen allerdings hervorging, daß die Rechnung noch nicht beglichen sein konnte. Es wird überhaupt besser sein, nicht mehr bei ihm zu kaufen, denn der Mann ist lächerlich mit seinen Prätensionen. Ich bot ihm einen Wechsel auf drei Monate an unter Abzug von fünf Prozent, und da erklärte er mir, sein Geschäftsgrundsatz sei eigentlich Barzahlung, und selbst bei

Barzahlung könne er keinen Rabatt bewilligen. Es ist lächerlich! Meine Wechsel sind überall so gut wie bar Geld."

Frau Spracker war sehr rot geworden. Sie merkte, daß ihr Mann ganz genau wußte, daß sie die Rechnung nicht bezahlt, sondern das Geld anderweitig verwendet hatte, und sie ärgerte sich darüber, daß er seine Vorwürfe in milde Redensarten einwickelte. Sie sah keinen andern Ausweg als den, heftig zu werden. So fing sie denn an, eine Scene zu machen, beklagte sich über das Mißtrauen ihres Gatten und über seinen Geiz und wurde so ausfallend, daß es für Eva sehr peinlich war.

Aber auf Herrn Spracker machte diese Heftigkeit wenig Eindruck. Er war jahrelang Reisender für sein eigenes Geschäft gewesen und erstaunlich abgehärtet. Im Gegenteil schien es ihm lieb zu sein, daß er sich nun weitläufiger über seine Grundsätze auslassen konnte. Er setzte ein, sobald seine Gattin genötigt war, Atem zu schöpfen, und hielt mit wohlwollender Ruhe eine endlose Rede über seine eigene Geringschätzung des Geldes. Viele Tausende, so sagte er, wollte er gern für einen guten Zweck opfern, aber unnötig eine Mark für Toilettengegenstände auszugeben, halte er für unrecht. Er verlange von jetzt an Barzahlung in allen Stücken. Er wünsche, daß die Eigenschaft, welche sie Geiz nenne, mehr verbreitet wäre. Denn solcher Leute, welche durch ihre Sparsamkeit Unheil anrichteten, seien

viel weniger als solcher, welche durch Verschwendung schadeten. An geizigen Leuten habe er wenigstens noch niemals Geld verloren, sondern die Bankerotteure seien meistens Leute von der andern Art. Es würde viel weniger Armut in der Welt sein, wenn Geiz, wie sie es nenne, ein allgemein verbreitetes Laster wäre. Viel weniger arme Witwen und bedrängte Waisen würden dann existiren.

Eva erfuhr später, daß solche Erörterungen zu den Gewohnheiten des Sprackerschen Hauses gehörten. Tante Friederike und Cousine Gabriele schienen es gegenüber der Sparsamkeit des Herrn Spracker geradezu für ihre Aufgabe zu halten, möglichst viel Geld unter die Leute zu bringen. Sie liebten die Eleganz in jeder Hinsicht, und das höchste Ziel ihres Strebens war ein vornehmer Umgang. Gar zu gern hätten sie eine Villa im vornehmen Viertel und eine Equipage gehabt. Aber dies Ziel schien ganz unerreichbar zu sein, und selbst der wenige Umgang, den sie pflegen konnten, war die Quelle vielen Aergers und stieß auf immer wiederholte Hindernisse von seiten des Hausherrn. Herr Spracker hatte eine ausgesprochene Abneigung gegen den Zwang der Geselligkeit. Er lobte sich Leute, denen er Weisheit verkündigen konnte und die ihn in keiner Weise genirten. Es war nicht möglich, einen regelmäßigen Umgang mit anderen Familien zu unterhalten, wenn Herr Spracker bei einer Einladung ganz ruhig im letzten Augenblick erklärte, er

thäte nicht mit. Mit den Konfektionsgeschäften und Putzmacherinnen gab es ein unaufhörliches Intriguiren. Tante Friederike und Gabriele kauften das Teuerste und bestellten Rechnungen für sich, die der Vater nicht sehen sollte, oder falsche Rechnungen, die nur die Hälfte der wirklichen Preise aufführten. Herr Spracker aber war ein guter Geschäftsmann. In seinem Kopf hatten nicht nur die Millionen, sondern auch die Pfennige ihren Platz. Er kontrollirte die Geschäfte, sah in die Bücher und verlangte, daß alle Rechnungen an ihn selbst geschickt würden. Auch über die Domestiken gab es oft Streit. Tante Friederike und Gabriele rührten keine Hand für den Haushalt, verlangten eine Köchin, eine Zofe, ein Hausmädchen und eine Frau für die gröbere Arbeit, und ließen diese vier weiblichen Wesen in der Speisekammer nach Belieben schalten und walten. Herr Spracker aber verlangte genaue Rechnung über die Bedürfnisse des Haushalts, kannte die Marktpreise und hielt lange Reden über den unglaublich großen Verbrauch an Milch, Eiern und Fleisch.

Unter diesen Verhältnissen war es ein Glück, daß Herr Spracker nicht viel zu Hause war. Er mußte tagsüber auf seinem Comptoir sein und in der Stadt herumfahren, um seine Geschäfte zu besorgen, seine Grundstücke und Häuser zu besichtigen und die Börse zu besuchen. Nur eine Stunde zur Mittagszeit und abends von acht Uhr an war er sichtbar, verschwand auch oft wieder nach dem Abendbrot.

So hatten die Damen denn viele Freiheit, und es amüsirte Eva sehr, in den Straßen umher zu laufen, die Modemagazine abzustreifen, in die Museen hinein zu gucken, die Sprackerschen Freundinnen zu besuchen und in den Theatern die modernen Stücke zu sehen. Die große Beschäftigung ihres Innern aber war die Liebe, an der auch Gabriele innigen Anteil nahm. Sie dachte an Edgar, dessen Wesen ihr so recht in seiner poetischen Eigentümlichkeit klar wurde, wenn sie die große Herde der sie umgebenden Menschen mit ihm verglich. Er hatte einen kleinen Teil seiner Gedichte in zierlicher Abschrift geschickt, und sie las diese Ergüsse seiner Seele mit glühenden Wangen und pochendem Herzen. Auch Gabriele erhielt nach vielem Bitten einen Einblick in das Manuskript und schien ganz hingerissen zu sein.

„Es ist zu reizend,“ sagte sie, „ach, ob sich wohl jemals auch in mich ein so himmlischer Mensch verlieben wird?“

Es war in dieser Saison viel von den Lustspielen Ludwig Cattays die Rede, dessen Name als ein neuer Stern am dramatischen Himmel aufgegangen war. Die Kenner tadelten diese Stücke als oberflächlich, aber das Publikum liebte sie, und man erzählte sich, daß der Dichter enorme Einnahmen von den Aufführungen hätte.

„O, wenn doch Dein Edgar auch solche Stücke schreiben wollte,“ sagte Gabriele zu Eva, als sie

zusammen im Theater waren und den Applaus um sich her donnern hörten, „dann könntet ihr glücklich werden!“

„Er wird so etwas nicht machen,“ sagte Eva nachdenklich.

„Warum nicht? — Sollte er das nicht auch können?“

„Er ist so ganz anders,“ entgegnete sie kopfschüttelnd. „Ich kann mir ihn nie anders vorstellen als in erhabenem Schwung über das Gewöhnliche hinweg fliegend. Gewiß, er könnte keine Witze machen, worüber die Leute lachten.“

„Ach, er ist mir aber gar nicht langweilig vorgekommen.“

„Langweilig? Gewiß nicht. Aber ernst. Er würde ein Trauerspiel schreiben können, aber ich kann mir nicht denken, daß er ein Lustspiel schriebe.“

„Das ist schade!“ sagte Gabriele. „Wenn er Lustspiele machen könnte, würde er viel verdienen, würde berühmt, und ihr könntet euch heiraten.“

Eva war schon acht Tage in Berlin, ohne daß Graf von Brenkenheim sich hätte sehen lassen, und fast war dies eine Enttäuschung für Eva. Auch für Tante Spracker schien es eine Enttäuschung zu sein. Sie fragte regelmäßig, wenn sie nach Hause kam, ob jemand da gewesen sei, und sie machte ein ernsthaftes Gesicht, wenn sie nur eine Visitenkarte mit weiblichem Namen vorfand.

„Es ist recht dumm!“ sagte Gabriele zu Eva. „Ich hatte mich so sehr darauf gefreut, einen lebendigen Grafen kennen zu lernen. Unsere bisherigen Freunde handeln doch meistenteils mit Schirting oder Käse.“

„Mir ist es lieb,“ sagte Eva. Aber das Bewußtsein ihrer Macht über männliche Herzen war in ihr erschüttert. Es hatte ihr doch wohlgethan, zu sehen, daß ihre Schönheit einen so überwältigenden Eindruck auf den vornehmen Herrn gemacht hatte, der überall, wohin er kam, des Sieges über weibliche Herzen gewiß war. „Die kleine Liebesgeschichte ist eben zu Ende,“ sagte sie mit gleichgiltiger Miene. „Ich habe ihn nicht so sehr ermutigt, daß er seine Bemühungen fortsetzen mag. Wer weiß, welche Anziehungskraft ihn jetzt beschäftigt.“

Aber es sollte anders kommen. Eines Nachmittags, als die Damen sich gerade anschickten, einen Ausflug nach der „Flora“ in Charlottenburg zu machen, ward die Klingel in sehr gebieterischer Weise gezogen, und die Zofe brachte eine Karte, worauf der Name Philipp Graf von Brenkenheim, Sekondelieutenant im Regiment Gardes du Corps, stand.

„Hereinführen!“ befahl die Tante Spracker sofort, während ihr Gesicht sich freudig erhellte. Es war für sie und Gabriele, als ob plötzlich die Sonne aufgegangen wäre, wie nun die glänzende Uniform des Grafen im Salon erschien und sein Pallasch klirrte.

Ueber Evas feine Züge flog ein Erröten. Der Graf war beim Eintreten nicht ohne eine gewisse Befangenheit, die jedoch nicht allein in dem Wiedersehen, sondern auch in dem Gefühl, daß er hier in eine untergeordnete Sphäre der Gesellschaft gerate, ihren Grund hatte. Sein Benehmen war zu Anfang durch eine gewisse Unsicherheit getrübt. Er war entzückt, Eva zu sehen, die ihm noch schöner erschien, als er sie sich in der Erinnerung vorgestellt hatte, aber er konnte doch die Empfindung nicht überwinden, daß er als hoher Herr zu Bürgerlichen gegangen sei. Als er bemerkte, daß die Damen in Hut und Paletot waren sprach er sein Bedauern aus, sie zu stören, und erklärte, er werde zu gelegener Zeit wiederkommen. Gleichwohl machte er keine Miene, zu gehen, und es war ersichtlich, daß er auch ohne dringende Aufforderung geblieben sein würde. Erst nach und nach fiel er wieder in den alten Ton zurück, den Eva von Neustadt her kannte, und machte seine kleinen Scherze wie ehemals.

„War kolossal unglücklich, gnädiges Fräulein, daß ich nicht gleich kommen konnte, als von gnädiger Mama erfuhr, daß Sie Berlin mit Ihrer Gegenwart beehrt hätten," sagte er. „Aber Dienst ist jetzt erdrückend. Ganz neue Theorien. Russen haben damit angefangen. Kavallerie wird von jetzt an zu Fuß fechten, Infanterie, wie ich denke, zu Pferd. Will erst gelernt sein. Kerls können es nicht begreifen, und unsereinem geht

es auch so. Habe beim Fußgefecht immer einen unsichtbaren Gaul zwischen den Beinen."

„Wir sind fast niemals zu Hause gewesen, und Sie würden uns kaum getroffen haben," entgegnete Eva. „Heute ist es nur ein Zufall. Zwei Minuten später, und wir waren fort."

„Hoffentlich kein unglücklicher Zufall, gnädiges Fräulein! Wäre trostlos, wenn Vergnügen gestört hätte!"

„Es ist hier für den Fremden ja so viel zu sehen, daß man sich über einen Ruhepunkt zwischen den Anstrengungen freut," sagte Eva.

„Ruhepunkt darf nur nicht zu lang werden, nicht wahr, gnädiges Fräulein? Haben Sie schon neues Lustspiel gesehen: ‚Naive Leute' von Ludwig Cattay?"

„Ja, wir waren in der zweiten Aufführung. Es ist ein sehr witziges Stück," sagte Frau Spracker. „Es ist mir eine angenehme Aufgabe, meiner Nichte alles Sehenswürdige zu zeigen."

„Bedaure, daß ich nicht auch in der zweiten Aufführung war. Würde sonst das Vergnügen gehabt haben, Sie dort zu sehen. War in der Première. Kenne den Dichter persönlich. Charmanter Mensch, verkehrt in der guten Gesellschaft, ist kein gewöhnlicher Schriftsteller, sondern geht mit anständigen Leuten um."

Eva blickte den Grafen fest an. Sollte diese Bemerkung eine besondere Spitze gegen jemand kehren,

der dem Grafen schon früher Gelegenheit zu scharfen Ausfällen gegeben hatte?

„Das ist eine ganz neue Unterscheidung, die Sie zwischen den Schriftstellern machen,“ sagte sie. „Bis jetzt glaubte ich, daß die Dichter sich nach dem Wert ihrer Schriften von einander unterschieden.“

„Geht immer zusammen, gnädiges Fräulein,“ antwortete der Graf. „Erlaube mir zu bemerken, daß Goethe Minister war. Kann mir nicht denken, daß bedeutende Dichter mit Demokraten umgehen sollten.“

Gabriele verhielt sich während der Unterhaltung ziemlich schweigsam. Sie hatte genug mit Beobachtung zu thun. Da sie in die Geheimnisse eingeweiht war, welche zwischen Eva, dem jungen Schriftsteller in Neustadt und dem Grafen spielten, war alles, was gesprochen wurde, für sie von erhöhter Bedeutung. Sie wunderte sich über ihre Cousine. Der Graf war ihrer Ansicht nach ein entzückender Mensch, und sie begriff nicht, wie Eva dazu gekommen sei, Edgar den Vorzug zu geben. Auch abgesehen von des Grafen Reichtum und seiner Gräflichkeit schien er ihr seiner persönlichen Erscheinung nach dem Schriftsteller weit überlegen zu sein. Welch ein hübsches Gesicht, welche schöne Figur und dazu die Uniform, die ihn doch gleichsam verklärte! Und ein Mann von Witz und feinem Benehmen! Sie begriff gar nicht, wie man sich gegen die Bewerbung eines solchen Herrn ablehnend verhalten könne, und sie nahm sich vor,

Eva ihre Meinung gründlich zu sagen. Das Mädchen stand ja im Begriff, das große Los leichtsinnig zu verscherzen. Frau Spracker ging indessen bei sich zu Rate, wie es anzufangen sei, den Verkehr mit dem Grafen möglichst eng zu schürzen. Die Aufgabe war nicht leicht. Sie wußte recht wohl, daß seine Kreise nicht die Sprackerschen waren. Sich in der Gesellschaft zu sehen, war ganz unmöglich. Sie seufzte bei dem Gedanken, wie hoch und unerreichbar das Glück über ihr schwebe. In der Gesellschaft zu verkehren, die der Graf besuchte — sie hätte sich gern einen Finger darum abgebissen. Aber es war ganz unmöglich, es war gar nicht daran zu denken, und der Umgang mit dem Grafen mußte in die Bahn der auswärtigen Angelegenheiten gelenkt werden. Man war darauf angewiesen, sich im Theater und an sonstigen Plätzen öffentlicher Unterhaltung zu treffen. Nur konnte sie außerdem dem Grafen ihr eigenes Haus öffnen, aber dabei stand die Gefahr des plebejischen Wesens ihres Mannes drohend im Hintergrund. Sie dachte mit Schrecken an seine Reden und an sein Benehmen. Der Graf würde sicherlich keine fünf Minuten gebrauchen, um Herrn Spracker zu durchschauen und sich im Sprackerschen Hause deplacirt zu finden. Sie mußte es jedoch wagen, um der Weisung ihrer Schwester nachkommen zu können. Als der Graf sich nach einer halbstündigen Anwesenheit

empfahl, lud sie ihn auf den folgenden Abend zum Thee ein.

„Ganz in der Familie," sagte sie. „Es wird niemand sonst hier sein."

„Um so schmeichelhafter für mich, gnädige Frau," erwiderte der Graf. „Werde nicht versäumen, zu erscheinen."

So war er also doch gekommen, so hatte es wieder angefangen. Eva fühlte sich beklommen. Nun ihr Wunsch erfüllt und ihrer Eitelkeit Genüge geschehen war, machte sie sich Vorwürfe. Wäre es nicht ehrlicher gewesen, den Grafen merken zu lassen, daß es zwischen ihm und ihr aus sei? Aber sie mußte sich doch selbst in Schutz nehmen. Sie hatte ihn so kühl behandelt, wie die Höflichkeit nur irgend zuließ. Was hätte sie denn thun sollen?

„Sag mal, Eva," fragte Gabriele diesen Abend, als die jungen Mädchen allein waren, „gesetzt den Fall, der Graf hätte Dir einen Antrag gemacht, bevor Herr Schubert kam, hättest Du da Ja gesagt? Oder hättest Du ihn abgewiesen?"

„Ich brauche mir über den Fall gar nicht den Kopf zu zerbrechen," antwortete Eva. „Der Graf denkt nicht an einen Antrag und hat niemals daran gedacht."

„Aber Du kannst den Fall doch einmal annehmen!"

„Ich will den Fall aber nicht annehmen! Du siehst ja doch, wie der Graf es gemacht hat. Er hat

mir schöne Sachen gesagt, als er in Neustadt war, und dann ist er abgereist. Das ist die Gewohnheit des Courmachens bei diesen jungen Herren, ich weiß es ja von meinen Brüdern."

„Nein, Eva, Du thust nur so. Er wäre nicht hieher gekommen von Potsdam, wenn er nicht in Dich verliebt wäre. Du hast ihn nicht gut behandelt, deshalb hat er sich nicht schon längst erklärt. Wenn ein Graf von Potsdam nach der Königstraße fährt, um bei Bürgerlichen Visite zu machen, so hat das seinen Grund. Und ich möchte wohl wissen, was Du gethan haben würdest, wenn nicht die Geschichte mit Edgar gewesen wäre."

„Vielleicht," sagte Eva träumerisch, „vielleicht! Es ist ja wahr. Ich könnte in einem Schlosse wohnen und könnte in die Hofgesellschaften gehen und hätte eine Equipage und Diamanten. Vielleicht hätte ich mich bewegen lassen, einen Mann zu nehmen, der mir langweilig wird, wenn ich mich länger als eine Viertelstunde mit ihm unterhalte. Aber es ist gut, daß es anders gekommen ist."

„Ob es gut ist, das ist nun noch eine andere Frage. Ueber den Geschmack läßt sich ja nicht streiten. Aber ich muß offen gestehen, daß ich Dich nicht begreife. Denn das ist doch klar: kommt es wirklich zu stande, daß Du Deinen Dichter kriegst, so ist es doch nur eine elende Partie."

„Eine elende Partie? — Ja freilich. Wenn das

andere eine gute Partie ist, so ist dies eine elende Partie. Aber es ist doch sonderbar, daß mir die Vorstellung einer kleinen Wohnung gar nicht unangenehm ist, wenn ich an Edgar denke. Ich glaube, ich könnte mit ihm ganz zufrieden in einer Wüste wohnen. Wenn ich ihn sehe, klopft mir das Herz, und ich denke nur an ihn. Es ist, als trüge er einen Reichtum in sich, gegen den aller andere Reichtum nur Armut ist."

„Ja, ich kenne das nun nicht," versetzte Gabriele seufzend. „Ich möchte mich wohl auch einmal verlieben, nur damit ich wüßte, wie einem eigentlich zu Mut ist, wenn man alles anders ansieht als vernünftige Menschen es thun."

„Ich will Dir etwas sagen, Gabriele," sagte Eva mit entschlossenem Ton. „Morgen kommt der Graf wieder hieher, und die alte Courmacherei fängt von frischem an. Es ist unrecht von mir, daß ich das dulde. Du kannst ihm sagen, daß ich verlobt bin, dann ist es auf einmal aus."

„Wie sollte ich denn dazu kommen, mich vor dem Grafen lächerlich zu machen? Er soll mir wohl antworten, er hätte ja gar nicht darnach gefragt? Er soll wohl denken, ich hätte mich in ihn verliebt?"

„Wenn Du es nicht willst, so soll die Tante es ihm sagen."

„Das wird Mama nicht einfallen. Erstlich ist es nicht wahr, denn Du bist nicht verlobt. Was Du mit Edgar hast, kann man keine Verlobung nennen.

Außerdem aber, wenn Du selbst verlobt wärest, müßte es doch unmotivirt aussehen. Man kann doch einen Mann nicht abweisen, ehe er sich meldet."

„Das ist allerdings richtig. Das heißt, verlobt bin ich. Edgar und ich haben uns das Wort gegeben. Aber freilich kann man es dem Grafen jetzt noch nicht sagen."

„Jetzt noch nicht? Du nimmst also an, daß er Dir einen Antrag machen wird?"

„O, so war es nicht gemeint."

„Gewiß, Du hast Dich verraten. Und wenn Du auf mich hören willst, Eva, so wartest Du es ruhig ab. Du kannst Dich immer noch entscheiden."

„Ich habe mich entschieden," sagte Eva und öffnete das geheime Kästchen, worin sie Edgars Gedichte verwahrte. Diese Gedichte waren ihr Talisman gegen die Anfechtungen der Weltklugheit.

Frau Spracker kostete es einige Mühe, ihren Gatten an die Idee zu gewöhnen, daß Graf Brenkenheim zum Thee kommen solle. Er war sehr erstaunt, als er den Namen hörte, denn bis jetzt hatten die Damen es für gut gehalten, ihm nichts davon zu erzählen, daß die Frau Generalin den Besuch des Grafen in Aussicht gestellt hatte. Es war nicht notwendig, den plumpen Händen eines Mannes die zarten Fäden dieser Liebesangelegenheit anzuvertrauen. Aber nun zeigte Herr Spracker als guter Geschäftsmann sich neugierig. Er zwinkerte mit den Augen und stellte die Vermutung

auf, der Graf habe sich in Gabriele verliebt, ließ auch einige Bemerkungen über ruinirte Gardeoffiziere fallen. Erst als er vernahm, daß Graf Brenkenheim ein Majoratserbe und vermutlich noch reicher sei als er selber, leuchtete ihm die Sache ein. Im Grund fühlte er sich geschmeichelt, daß ein Graf in sein Haus kam, aber die Frauen durften das nicht merken, da er ein Volksmann war. Er ging so weit, daß er das Anerbieten machte, Wein zu kaufen. Ein Geschäftsfreund von ihm hatte einen herrlichen Moselwein, zu einer Mark die Flasche, einen reinen Wein, der dem Magen wohlthat. Davon wollte er zwei Flaschen kommen lassen. Denn für gewöhnlich war kein Wein im Hause. Herr Spracker trank Wasser und im Restaurant Bier.

Graf Brenkenheim erschien pünktlich wie ein Soldat, und der Abend nahm, wie es Frau Spracker erschien, einen guten Verlauf. Sie hatte ein kleines feines Souper herrichten lassen und auch in richtiger Beurteilung des Wertes des von ihrem Gatten vorgeschlagenen Getränkes einige gute Sorten Wein holen lassen. Nur Herrn Sprackers Benehmen verursachte den Damen einige Beängstigungen. Herr Spracker zeigte sich von wohlwollender Redseligkeit. Er schien es für seine Aufgabe zu halten, den Gast zu belehren und ihn vor der seichten Konversation mit den Damen zu schützen, und diese bemerkten, daß der junge vornehme Herr die Reden des Hausherrn mit emporgezogenen Augenbrauen anhörte. Es war klar, daß

er allerdings aus Höflichkeit sein Schicksal trug, daß er aber viel zu sehr an gute Gesellschaft gewöhnt war um nicht in dem Millionär den frühern Materialwarenhändler zu erkennen.

Beim Aufheben der Tafel gab Frau Spracker deshalb auch ihrem Gatten einen verzweiflungsvollen Rippenstoß und raunte ihm unter einem Zornesblitz zu, er möge bedenken, daß der Graf Evas wegen gekommen sei. Herr Spracker war verwundert, zuckte die Achseln, aber beschied sich, und nun hatte der Graf endlich Gelegenheit, sich dem Gegenstand seiner Neigung zu nähern. Der Salon war groß genug, um eine Trennung der Gruppen zu ermöglichen, wenn nur guter Wille vorhanden war, und während Frau Spracker ihrer Tochter eine ganz neue, kunstvolle Art von Stickerei zu zeigen hatte und Herr Spracker ziemlich übellaunig in der Abendzeitung blätterte, besah der Graf in der andern Ecke mit Eva ein Album.

„Bin kolossal froh, Sie ungestört sprechen zu können, gnädiges Fräulein," sagte er, ohne seine Gleichgiltigkeit gegen die Porträts der Sprackerschen Sippe und Freundschaft in dem Album zu verhehlen.

„Ich wüßte nicht, was Sie mir zu sagen haben könnten, ohne daß die anderen es auch hören dürften," entgegnete Eva kühl.

„Das wissen Sie nicht? O, ich dächte doch, Sie müßten es wissen!" versetzte er. „Haben Neustadt

ganz vergessen und die reizende Stunde, wo wir im Park zusammen spazieren gingen?"

„Ich entsinne mich dessen recht gut, aber ich wüßte nicht, welche Geheimnisse sich an diese Erinnerungen knüpfen sollten."

„Wenn Sie es nicht wissen, ich weiß es, gnädiges Fräulein. Habe immer an Sie gedacht während der ganzen Zeit, wo reizenden Anblick entbehren mußte. Bin zu glücklich, daß nun endlich wieder entzückende Erscheinung vor mir sehe."

„Das Vergnügen hätten Sie schon acht Tage früher haben können. Sie haben sich nicht übereilt, sich dies Glück zu verschaffen."

„Gnädiges Fräulein sind boshaft, aber niemals schöner, als wenn boshaft sind. Habe Sie schon öfters so gesehen. Macht Ihnen Vergnügen, schmachtende Herzen zu zertreten und sieghafte Fahne auf den Trümmern aufzupflanzen."

„Wir wollen von etwas anderem sprechen," entgegnete Eva. „Haben Sie gute Nachricht von Ihrer Frau Mama?"

„Danke schön! Frau Mama befindet sich. Alte Dame hält sich frischer als ich."

„Wahrscheinlich lebt sie solider."

„Wieso solider? Lebe wie ein Gaul beim Trainer, halte mich immer auf meinen hundertundzweiundfünfzig Pfund."

„Sie sagten doch, Ihre Frau Mama hielte sich

frischer als Sie, und das begreife ich auch, wenn ich bedenke, was meine Brüder mir erzählen. Die Herren trinken viel und spielen oft bis in die tiefe Nacht hinein."

Der Graf schüttelte den Kopf.

„Ich nicht," sagte er, „Dienst ist viel zu scharf, und wer dabei noch die Herrenreiten mitmacht, darf das nicht thun. Nerven müssen ruhig bleiben, sonst ist die Führung nicht sicher. Nein, sind ganz andere Gründe, die mich angreifen. Sitzt hier."

Der Graf blickte Eva mit zärtlichem Ausdruck an und legte dabei die Hand aufs Herz. Aber er that dies nur mit flüchtiger Geberde und schielte zugleich nach Herrn Spracker. Denn dieser lag gleichsam auf der Lauer, blickte von seiner Zeitung auf und hatte offenbar Gewissensbisse, daß er seinen Besuch nicht besser unterhalte. Eva schien wenig gerührt zu sein von der zarten Andeutung, und ehe der Graf fortfahren konnte, hatte sich schon Herr Spracker eingemischt.

„Entschuldigen Sie, Herr Graf," sagte er, indem er aufstand und herankam, „Sie sprachen vorhin vom Trainer, wenn ich recht verstanden habe. Ich konnte nicht genau acht geben, weil ich noch etwas nachzusehen hatte. Sagen Sie mal, wie ist denn das eigentlich mit dem Trainiren? Ich habe schon so viel davon gehört, aber weiß nicht recht —"

„Langweilige Geschichte, komplizirte Sache," entgegnete der Graf mit möglichster Ruhe, obwohl er

entrüstet war über die Störung. „Wollen uns lieber mit Dingen beschäftigen, die angenehmer für die Damen sind. — Hörte Sie gern einmal wieder singen, gnädiges Fräulein, sehe dort auch einen Flügel."

„Gabriele, zünde die Kerzen an!" befahl Frau Spracker, und Gabriele ging, öffnete das Instrument und zündete an.

„Spielen gnädiges Fräulein — oder singen gnädiges Fräulein auch?" fragte der Graf sie mit der oberflächlichen Betonung, welche erkennen läßt, daß der Fragende höflich ist, aber sich wenig darum kümmert, ob die Antwort bejahend oder verneinend ausfällt.

„Ich kann meine Cousine begleiten, dazu reicht meine Kunst gerade aus," antwortete Gabriele.

„O, Du kannst mehr, Du kannst Dich selbständig produziren!" rief Eva. „Fang Du an, spiele das Nocturno von Chopin."

Aber Gabriele hatte zu viel Verstand, um nicht einzusehen, was der Graf wünschte, und so begleitete sie Eva zu einem ihrer Lieder. Der Graf war entzückt. Er hatte sich neben Frau Spracker niedergelassen, und nachdem er Eva sein Lob gespendet, drückte er auch dieser seine Bewunderung aus. Die jungen Mädchen blätterten in den Noten und unterhielten sich.

„Es ist wahr, sie singt recht niedlich," sagte die Tante zustimmend.

„Sie singt magniperb, sie singt unübertrefflich!"

sagte der Graf. „Ueberhaupt eine merkwürdige Erscheinung!“

„Gewiß, sie ist ein recht hübsches Mädchen.“

„Hübsches Mädchen?“ fragte der Graf empört. „Sie ist das schönste Mädchen, das ich jemals gesehen habe. Sie ist ersten Ranges. Schade, daß sie nicht in der Gesellschaft ist. Sie würde alles aus dem Felde schlagen. Da ist keine, keine einzige, weder in Potsdam noch Berlin, die ihr das Wasser reicht.“

Tante Spracker sah die Begeisterung des jungen Herrn mit Vergnügen, obwohl es ihr einen Stich ins Herz gab, daß er so kaltblütig von Eva sagte, daß sie nicht zur Gesellschaft gehöre. Aber es war ja leider Gottes die Wahrheit. Das Haus Spracker konnte nicht den Anspruch erheben, hier mitzuzählen. Sie wollte ihr Bestes thun, um ihrer Schwester Wünschen nachzukommen, und obwohl sie noch viel lieber für ihre eigene Tochter gesorgt haben würde, machte es ihr doch auch Vergnügen, für ihre Nichte diplomatisch zu sein. Gabriele hatte angefangen, eine Komposition von Liszt zu spielen, und so konnte die Konversation auf dem kleinen Sofa in der Ecke ungestört weiter geführt werden.

„Sie beurteilen meine Nichte mit viel Nachsicht,“ sagte sie, „aber ich will Ihnen zugeben, Herr Graf, daß sie bedeutende Vorzüge besitzt. Leider nützt das in der heutigen Zeit den jungen Mädchen nicht viel, wenn sie nicht zugleich Vermögen haben.“

„Das mag für die Mittelsorten gelten, gnädige Frau, aber gilt nicht für die Sterne. Ihre Fräulein Nichte ist ein Stern, sie ist hors de concours."

„Nun, wir wollen das Beste hoffen," sagte Frau Spracker. „Und schließlich ist es ja auch nicht gesagt, daß ein Mädchen durchaus heiraten muß, um glücklich zu sein. Der Beruf als Lehrerin —"

„Beruf als Lehrerin? Sie wollen doch nicht sagen, daß Ihre Fräulein Nichte jemals als Tintenwischer herumlaufen könnte?"

„Wenn sich kein Mann für sie findet, wird ihr schwerlich etwas anderes übrig bleiben."

„Ein Mann wird sich schon für sie finden," sagte der Graf im Eifer. „Und ich denke, ich weiß, was für ein Mann es sein wird. Er heißt Philipp Graf von Brenkenheim."

Frau Spracker zuckte zusammen und blickte den Grafen überrascht an. So schnell war er mit einer ganz deutlichen Erklärung bei der Hand? Das war ja geradezu ein Antrag! Doch wurde sie ein wenig enttäuscht, als der Graf fortfuhr:

„Doch dies bleibt unter uns; Sie verstehen, gnädige Frau. Ich liebe es, meinen eigenen Weg zu gehen. Und Sie würden mich sehr zu Dank verbinden, wenn Sie mir gütigst ein wenig behilflich sein wollten, Ihre Fräulein Nichte noch näher kennen zu lernen."

Frau Spracker nahm sich bei dieser Unterhaltung

vor, ein ernstes Wort mit Eva zu reden, und sie führte ihren Vorsatz noch an demselben Abend aus. Als der Graf gegangen war, nahm sie Eva allein vor und fragte sie, wie sie zu dem Grafen stehe. Derselbe habe solche Andeutungen ihr gegenüber gemacht, daß sie zu dem Schlusse gelangt sei, er habe ernsthafte Absichten.

„Mein Gott, liebe Tante, Du hast es ja gesehen, wie ich zu ihm stehe," antwortete Eva. „Er sagt mir allerhand schöne Dinge, und ich bemühe mich, ihn in einiger Entfernung zu halten."

„Liebe Eva," sagte die Tante feierlich, „diese Antwort hat einen etwas leichtfertigen Charakter. Ich muß Dir sagen, was ich bis jetzt aus Schonung gegen Dich verschwiegen habe, daß Deine Eltern sich Sorgen machen. Deine Mama hat mir geschrieben, daß Du in Neustadt mehr, als es sich für Dich geziemt, mit einem obskuren jungen Literaten Liebelei getrieben hättest. Bedenke, daß Du Dir leicht durch solche unbedachte und tadelnswerte Kindereien Dein ganzes Lebensglück verscherzen kannst. Rede offen mit mir, ich bitte Dich darum."

„Nun, ich will ganz offen reden," sagte Eva, indem ein Blitz des Stolzes in ihren schönen Augen aufleuchtete. „Dieser obskure junge Literat ist der Mann, den ich liebe und dem ich Treue versprochen habe; deshalb möchte ich Dich bitten, dem Grafen zu verstehen zu geben, daß ich versagt bin."

„Der Mann, den Du liebst und dem Du Treue versprochen hast?“ fragte Tante Spracker entrüstet. „Siehst Du nicht ein, Eva, daß das erstlich undelikat gesprochen ist und dann Deinen Eltern gegenüber Unkindlichkeit und Ungehorsam bedeutet? Von Deiner Thorheit will ich dabei gar nicht reden, denn meine Gefühle würden mich vielleicht zu weit führen. Aber wenn es eine frevelhafte Thorheit gibt, so ist es dies, daß Du die Bewerbung eines Mannes von dem Charakter, dem Rang und dem Reichtum des Grafen von Brenkenheim zurückweisest um eines Menschen willen, der nichts ist und nichts hat.“

„Du brauchst Dich nicht zu bemühen, mir das klar zu machen, Tante,“ antwortete Eva langsam und nachdenklich. „Ich sehe das selbst schon klar genug ein. Vermutlich ist es eine große Thorheit von mir. Denke nicht, daß ich unempfänglich für all das Angenehme wäre, was mir der Graf bieten kann. Aber wenn wirklich Vornehmheit und Reichtum unter allen Umständen vorzuziehen sind, — meinst Du nicht auch, Tantchen, daß dann das ganze Christentum eine Thorheit ist?“

„Welch ein Mädchen!“ rief Tante Spracker entsetzt. „Das hast Du nicht aus Dir, mit solchen gottlosen Ideen hat Dich der Mensch dort in Neustadt angesteckt. Wie kannst Du Deine ungehörige Liebelei mit der Religion zusammen nennen?“

Aber Eva blieb ganz ungerührt von der Geberde und den Vorwürfen ihrer Tante.

„Laß es gut sein, es ist einmal so," sagte sie ruhig. „Ich konnte nicht anders. Es zwang mich. Ich habe ihm zuerst meine Liebe gestanden, denn wenn es noch länger so fortgegangen wäre, daß er mich nicht beachtete, so wäre mir das Herz gebrochen. Er hat etwas in sich, was kein anderer Mensch sonst hat. — Ich weiß, es ist schlimm," fuhr sie fort, indem sie mehr zu sich selbst, als zur Tante zu sprechen schien. „Vielleicht ist es mein Unglück. Zuweilen denke ich auch, daß er mich nicht so liebt, wie ich ihn liebe. Denn er ist so seltsam. Er hat so hohe Gedanken, daß ich oft meine, er könnte seine Liebe nicht auf ein schwaches Geschöpf, wie ein Mädchen ist, allein richten, sondern es müßte noch irgend etwas mir Unbekanntes geben, was ihn eigentlich interessirte, so daß eine Liebe zu mir nur ein Spiel wäre."

Tante Spracker schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Sie wußte nicht mehr, was sie sagen sollte.

„Nicht wahr, das kommt Dir sonderbar vor," sagte Eva. „Mir kommt es eigentlich auch so vor. Und es ist noch etwas Merkwürdiges dabei. Wenn er nicht da ist, hat er mehr Macht über mich, als wenn ich ihn sehe. Wenn ich bei ihm bin, habe ich den Mut, ihn zurecht zu weisen, denn er hat so unpraktische Ideen. Aber wenn ich ihn nicht sehe, dann

erscheint er mir überaus herrlich. Es ist, als wandelte er in einer Gestalt, die nicht zu ihm paßte. Er müßte ein König sein. Sehr phantastisch, nicht wahr, Tantchen?" fragte sie dann lachend. „Es ist kolossal schade, um mit Graf Brenkenheim zu sprechen, daß diese beiden nicht tauschen können. Wenn Edgar Graf wäre und Schloß Brenkenheim besäße, dann wäre es schön."

Ende des ersten Bandes.

Der arme Dichter

Bd.: 1.

1891